

Dieses Heft ist Teil III der Mappe
"Wollt Ihr Goslar erkunden?"
herausgegeben vom Kulturamt
der Stadt Goslar, 1993



Sieben spannende
Geschichten aus der
Vergangenheit der Stadt
zum Lesen oder
Vorlesen. Sie erzählen
vom Kaiser, vom
Silberdiebstahl am
Rammelsberg, vom
großen Brand, von
Kaufleuten und Bettlern,
von Juden und
'Gastarbeitern'.

Goslar an sieben Abenden

Inhaltsverzeichnis

1055 - Der Kaiser kommt	Seite 2
Um 1300 - Silberdiebstahl am Rammelsberg	Seite 7
1596 - Kaufmann, Bettlerin, Gildemeister	Seite 12
1780 - Die Stadt brennt und der Münzmeister stirbt	Seite 19
1802 - Eine Stadt am Ende. Eine Stadt am Anfang!	Seite 24
1935 - Die tägliche Angst	Seite 28
1964 - Sandro aus Neapel fährt nach Goslar	Seite 30

Einige der Geschichten in diesem Heft sind 'ausgedacht'. Das heißt aber nicht, daß es Märchen sind, denn alles kann sich wirklich so zugetragen haben, wie es hier erzählt wird.

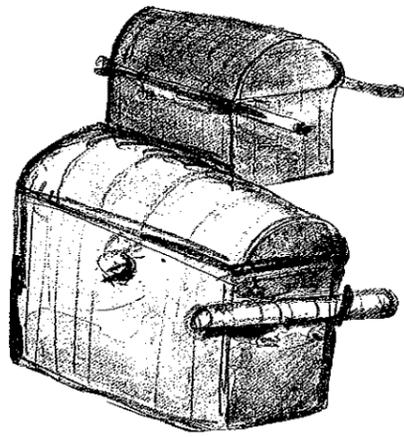
Anderes ist tatsächlich so passiert.

Das Leben des Münzmeisters Friese hat Wolfgang Sobotta in dem Aufsatz 'Heinrich Christoph Rudolph Friese; Bürger - Münzmeister - armer Mann' aufgeschrieben.

Den Leidensweg Kurt Heilbronns und der anderen Goslarer Juden hat Hans Donald Cramer in seinem Buch 'Das Schicksal der Goslarer Juden' nachgezeichnet.

Alessandro Russo hat uns selbst erzählt, wie er 1964 nach Goslar kam und was er hier erlebte.





1055 Der Kaiser kommt!

Ächzend erhob sich Hermann von seinem harten Lager. Durch die zugigen Ritzen der hölzernen Fensterläden drang noch kein Sonnenstrahl. Das Feuer im Haus nahe der Abzucht glimmte. Drei Kinder lagen auf dem hartgestampften Lehmbo-den unter einer Decke. Sie drückten sich aneinander, um der Kälte zu entgehen. Im Raum befand sich neben Brennholz und Bank ein wackliger Tisch. In einer abgenutzten Truhe bewahrte die Familie ihre Habseligkeiten auf: Nadel, Faden, ein wenig ungespinnene Wolle, Löffel, Holzschalen für die Mahlzeiten, das einzige Messer.

Bis vor wenigen Jahren hatte Hermann am mächtigen Dom unterhalb des Kaiserhauses gearbeitet. Dann war er mit anderen Mau-rern und Zimmerleuten zum Petersberg abgeordnet worden. Dort hatte Heinrich III. auf Wunsch seiner Frau Agnes ein Kloster gestiftet. Man munkelte von einem Opfer für ihre Sünden... Heute aber sollte Her-

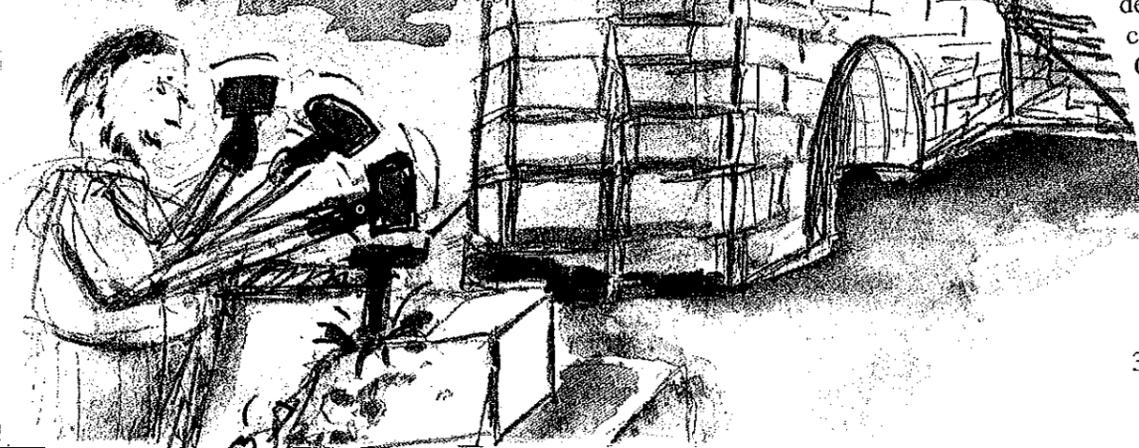
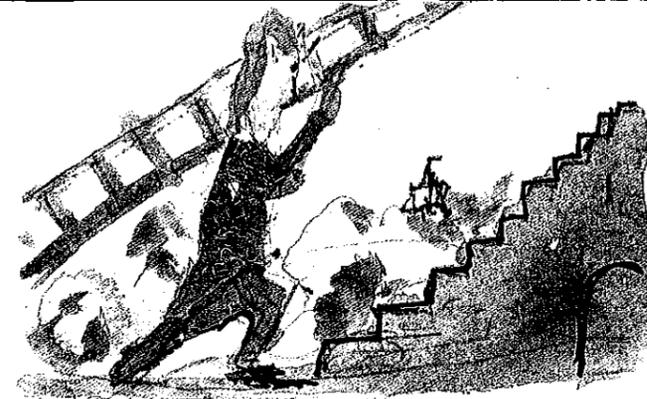
mann auf Anordnung des Baumeisters in den Pfalzbezirk kommen. Der Kaiser wurde erwartet, und kleine Ausbesserungs- und Aufräumarbeiten waren notwendig.

Seine Frau legte ein Scheit auf die Feuerstelle und blies die Glut an. Das Holz hatte sie mit den Kindern im Harz gesammelt. Zum Winter hin sahen die Wälder um Goslar wie blank geputzt aus. Dann mußten sie weite Wege in Kauf nehmen und die Äste auf dem Rücken in die Stadt tragen. Durch das Loch im Dach zog der Rauch in den Morgenhimmel und mischte sich mit vielen Rauchfahnen, die jetzt überall aus den Häusern emporstiegen. Scharf und beißend setzte sich der Geruch in den Menschen und Kleidern fest. Die Frau wärmte stumm am Feuer ein wenig Getreidebrei, füllte ihn in die Holzschale und reichte ihn Hermann.

Blaß war sie. Vor einigen Tagen war das vierte Kind tot zur Welt gekommen. Fast wäre seine Frau auf dem Lager verblutet. Hermann hatte versucht, Hilfe vom nahen Kloster zu holen. Niemand hatte geöffnet, und so weckte er eine Nachbarin, die sich mit merkwürdigen Pasten und Salben auskannte. Diese legte Umschläge auf, führte Kräuter ein, wickelte kalte Tücher um den Bauch. Dazu hatte sie murmelnd Gebete gesprochen, die wie Beschwörungen klangen.

Hermann nahm noch schnell einen Schluck vom Kräutersud, dann rückte er seinen Gürtel zurecht und ging grublos in den langen Tag. Kalt fühlte er den Morgenwind, als er zum Kaiserhaus hochschritt.

Mehr als sonst war Leben auf dem großen Platz. Geschäftig liefen Männer und Frauen hin und her, Mönche eilten in den Dom. Die Türen der Liebfrauenkapelle rechts neben dem Kaiserhaus waren weit geöffnet. Die Fensterläden des Wohnpalastes



schwangen im Wind. Im Domstift putzten Mägde. „Warum die Eile?“ fragte er Martin, der gerade mit einem Ballen Stoff über die Wiese vorbeilief. „Hast Du es nicht gehört? Der Kaiser kommt schon heute.“

Schon heute! Aus Erzählungen der Alten wußte Hermann, daß die Kaiser durch ihr großes Reich ritten, von einer Pfalz zur anderen. Hermann hatte nie mehr als Goslar und die umliegenden Wälder kennengelernt. Von woher würde der Kaiser heute kommen? Kaiser Heinrich III. lebte oft in Goslar. Er kam mit Familie und Troß. Auch der junge Heinrich, der als IV. einmal sein Nachfolger werden sollte, würde dabei sein.

Dem Kaiser hatten es Silber und Kupfer des Rammelsberges angetan. Damit ließ sich gut leben und großartig handeln. Nahezu die ganze Stadt arbeitete für den Kaiser und seinen Rammelsberg. Diese Stadt, so sagten die Händler, sei berühmt im ganzen Reich.

Wenn der Kaiser in seiner Pfalz eintraf, bedeutete das allerdings Unruhe, Arbeit und Unsicherheit. Das Gefolge tummelte sich in den Gassen, und die Frauen blieben besser zuhause. Später würden hohe Herren dem Kaiser ihre Aufwartung machen wollen: Herzöge, Bischöfe und mancher Fremde aus fernem Land.

Der Baumeister erwartete Hermann schon ungeduldig. „Beeil Dich, beeil Dich. Wir müssen heute aufräumen. Weg mit den Steinen, dem Holz, dem Werkzeug...“ Hermann nickte und begab sich an die Arbeit. Er schleppte mit anderen Holzabfälle in den Schatten der Palisaden, die die Stadt als hölzerner Schutzzaun umgaben. Vor einiger Zeit war damit begonnen worden, den Zaun zu erhöhen und an ersten Stellen Feldsteine statt Holz zu verwenden. Noch sicherer sollte Goslar vor seinen Neldern und Feinden werden.

Hermanns Arbeit dauerte den ganzen Tag. Zwischendurch gab es eine warme Mahlzeit, die aus Linseneintopf und ein wenig Schweinefleisch bestand. Auf der Wiese sitzend, beobachtete Hermann eine junge Frau. Sie trug einen Korb unterm Arm und eilte zum Kaiserhaus.

Gemeinsam mit anderen Mägden war Gerberga schon seit Tagen damit beschäftigt, das Kaiserhaus für die Ankunft des Herrschers vorzubereiten. Sie hatte Gemüse, Obst und Getreide in Empfang genommen, das von den kaiserlichen Tafelgütern geliefert wurde. Ein Wagen nach dem anderen war herangefahren. Fahnen waren entrollt, Wege gesäubert, streunende Katzen und Hunde verjagt, Pfützen mit Sand abgedeckt worden.

Gerberga eilte mit ihrem Korb in den Wintersaal. Angenehm war es hier. Durch steinerne Gänge wurde die Wärme des Feuers hereingeleitet. Eine große Feuerstelle reichte, um alle Räume gleichzeitig zu heizen. In ihrem Korb trug Gerberga große duftende Kerzen aus Bienenwachs. Sie sollten die Säle erhellen. „Hoffentlich steht der Wind günstig und bläst uns nicht die Flammen aus“, rief eine alte Frau Gerberga zu. Auch die offene Aula Regis, der größte Saal des Palastes, wurde vorbereitet. Gerberga dachte an die stinkigen Stumpen aus Hammelfett, die abends nur für kurze Zeit in ihrem verrotteten Haus flackerten...

Nachmittags wurde sie in die Privatgemächer des Kaisers befohlen. Dort mußten Leuchter mit weiteren Kerzen bestückt werden. Noch waren keine Möbel aufgestellt. Wärme überdeckte jetzt langsam den feuchten Muff eines Wandteppichs.

Eine alte Dienerin stellte eine Schale, angefüllt mit Rosenblättern, auf den steinernen Boden.



Der Himmel verfärbte sich abendlich, als Gerberga von fern Hörnerklänge hörte. Der Kaiser! Schnell beendete sie ihre Arbeit und lief aus dem Haus. Auch die Bauarbeiter sammelten sich neugierig. Die ganze Stadt war auf den Beinen, um den Einzug des Kaisers zu beobachten. Die Würdenträger, Altaristen und Schüler der Stifte waren schon nachmittags dem Kaiser entgegengezogen. Sie holten ihn, Fahnen und kostbare Kreuze tragend, in die Stadt. In allen Kirchen wurden Gottesdienste gefeiert.

Gerberga sah, nachdem sie auf einen Baum geklettert war, wie der Bischof von Hildesheim mit prunkvollem Gefolge Kaiser und Troß in den Pfalzbezirk geleitete. Die Handwerker, Bergleute und Knechte, in den letzten Reihen die Bettler und Witwen: sie knieten nieder. Musik erschallte, die Glocken aller Kirchen und Kapellen läuteten. Goslar - Menschen und Steine - schien sich vor dem Herrscher zu verneigen. Ministeriale, Soldaten, Hofdamen, Diener und Musikanten zogen vorbei. Gerberga dachte an die vielen hundert Menschen, die jetzt zusätzlich in der Stadt untergebracht und gepflegt werden mußten. Fast jedesmal zerbrach Goslar unter dieser Last. Ermattet von der anstrengenden Reise, zogen ächzend Soldaten mit Karren voller Zelte und Proviant vorbei.

Der Hörnerklang schwoll an: endlich ritt der Kaiser heran, geschützt durch die Rüstungen der bewaffneten Wachen. Er saß auf seinem Pferd, eingehüllt in langes Tuch mit seltsamen Mustern. Grußlos zog der große und strenge Kaiser in seine Lieblingspfalz Goslar ein. Hinter ihm ritt, mit stolzem Blick, ein kleines Kind.

Der Zug bevölkerte den Platz vorm Kaiserhaus. Wagen wurden abgeladen, Zelte für die erste Nacht aufgestellt, Einrichtungsarbeiten begannen. Gerberga sah, wie der Knabe vom Pferd gehoben wurde und jetzt mitten im Trubel auf der Wiese herumhüpfte. Jeder, der dem Kind begegnete, verneigte sich tief.

„Wir werden diesmal nicht lange in Goslar bleiben und bald weiterreisen.“ Dies hatte der Vater gesagt, als sie aus der Pfalz Bodfeld ritten, um über den Ulmer Weg, vorbei an der Elendsburg, die Harzstraße zu erreichen. Der junge Heinrich hatte es gleichmütig aufgenommen. Die kaiserliche Familie war ständig auf Reisen. Auf Goslar hatte er sich gefreut: die Gemächer waren warm, der Wald in der Nähe, Wasser quoll vielfältig, und der Rammelsberg, der den Vater so reich machte, war ein wunderlicher Platz zum Entdecken. Wenn man ihn nur ließe...

Jetzt schaute er den Knechten beim Entladen zu. Teppiche wurden in das Haus geschleppt, Sessel, Stühle, Tische. Alles war mitgebracht worden. Mit einem schnellen Blick durch die Maueröffnung sah Heinrich, daß das Essen in der Küche fast bereit war. Überall roch es nach Gesottenem, Gebratenem, Gebackenem. Er leckte sich die Lippen und freute sich nach dem anstrengenden Tag auf Süßes bei Tisch.

Für den Einzug in die Stadt hatte der Vater ihn aufs Pferd befohlen. Der kaiserliche Wagen wäre ihm lieber gewesen. Jetzt schmerzte sein Hinterteil von den letzten Kilometern, die er reitend hatte zurücklegen müssen. Vater und Mutter wollten, daß er gerade und würdevoll auf dem Pferd säße: er sei der künftige Kaiser.

Heinrich setzte sich auf die Wiese - so, daß er alles sehen konnte. Beinahe wäre ein Knecht, beladen mit Kisten, über ihn

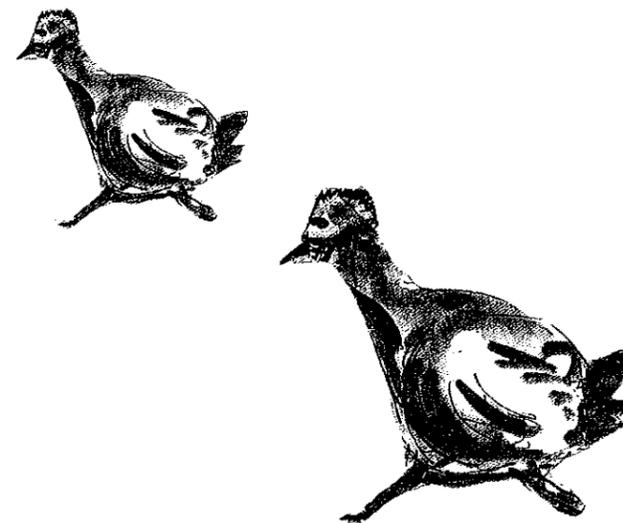
gestürzt. Der wollte schon fluchen, erkannte aber das Kind und entschuldigte sich für sein Versehen. Huldvoll, wie er es bei seinen Eltern gesehen hatte, lächelte Heinrich und spielte mit einem kleinen Tonpferdchen, das er im Beutel bei sich trug.

Der Rammelsberg stand schwarz vor dem Dunkelblau der hereinbrechenden Nacht. Dort arbeiteten die Bergleute. Dort holten sie Blei und Silber für seinen Vater ans Tageslicht. Dort gruben sie tiefe Gänge ins Erzgestein. Er hatte den Kaiser gebeten, ihn mit zu den Gruben zu nehmen: Nein, hatte der geantwortet, zum Bergbau solle sein Sohn nicht. Heinrich mußte sich fügen. Zur Jagd aber durfte er den Vater begleiten.

Schon in Bodfeld hatten sie gejagt. Die Treffsicherheit Heinrichs III. war von allen gerühmt worden. Die Jagdhelfer hatten Dornengestrüpp und Hecken angelegt. Am Ausgang empfing das Jagdfolge die Tiere mit todbringenden Waffen. Konnte ein Hirsch entkommen, so mußte er elendig in den Harzwäldern verbluten.

Heinrich trödelte über den Platz und schaute den Soldaten bei den Zelten zu. Eine Dienerin der Kaiserin kam über den Platz, verneigte sich, nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Haus.

Nur noch wenige Monate, und Heinrich würde Kaiser sein. Vom baldigen Tod seines Vaters ahnte das Kind nichts.





Um 1300 Silberdiebstahl am Rammelsberg

Aufgeregtes Gemurmel hatte Anna geweckt. Im Rücken den Rammelsberg, vor sich die Stadt mit vielen Türmen und Toren, setzte sich die vierzehnjährige Tochter des Stadtvogtes auf und wandte den Kopf. Hinter einem Busch stritten zwei Männer. „Mußte das sein, hättest Du...“ „Ach red' nicht, sei froh, daß wir hier sind...“ „Die Knechte werden uns verfolgen...“ „Wir werden klüger sein!“ Dann wurden die Stimmen leiser, und trotz angestrengten Horchens hörte Anna nichts mehr. Ihr Herz klopfte, als zwei Männer aus dem Schutz des Busches traten. Sie beobachtete, wie ein Zöllner am Klaustor die Männer befragte und sie dann in die Stadt einließ.

Nur widerwillig hatte der Stadtvogt zugestimmt, als Anna bat, einige Schritte aus der Stadt gehen zu dürfen. Zu viele Wegelegerer hatten sich in der letzten Zeit um Goslar gezeigt, immer dreister wurden an den Straßen Schutz- und Wegezölle erpreßt. Das reiche Goslar war ein begehrtes Ziel, um Kaufleute auszurauben, sobald sie die dicken Mauern hinter sich gelassen hatten.

Die Tochter des Stadtvogtes ließ sich ins Gras zurückfallen. Heute Abend würde in der Stadt gefeiert und sie durfte dabei sein. Die Mutter hatte zugestimmt. Jetzt wartete Anna auf den Vater. Er wollte sie mit zu den Gruben und Hütten nehmen.

Oft sah Anna von der Stadt aus, wie Rauchfahnen am Rammelsberg in den Himmel stiegen. Holzstöße wurden, so hatte der Vater erzählt, gegen die Wände der Schächte geschichtet und angezündet. Durch die Hitze platzte das erzhaltige Gestein ab und mußte nicht wie früher mit Schlegel und Eisen mühsam von der Wand getrennt werden. Viele waren bei der gefährlichen Arbeit schon zu Tode gekommen.



Im schnellen Trab ritt der Vogt heran. Er riß an den Zügeln, zog seine Tochter vor den Sattel und weiter ging's bergan. In den Wind hinein fragte Anna: „Ist etwas geschehen, Vater?“ „Hast Du nicht gesehen, wie ein Bote in die Stadt gelaufen ist? Die Hütte wurde überfallen, der Hüter ist zu Boden geschlagen worden.“ Vor der Silberhütte angelangt, mußte der Vogt seinem Pferd den Weg mit herrischer Gebärde durch die Kapuzen tragenden Bergleute bahnen. Er sprang herab, kümmerte sich nicht mehr um Anna und trat in die Behausung. Hier lagerten die fertiggegossenen Silberbarren, die am Abend in die Kammern der Ratsmünze geschafft werden würden.

Mit blutiger Stirn lag der Grubenhüter auf der Erde und jammerte: „Den kenne ich... ich weiß nicht, wie... er arbeitet in einer Grube mehr zum Süden hin. Seinen Namen ...Oh Gott...“ Immer wieder massierte der Verletzte seinen Kopf. Eine Bergfrau trat hinzu, um ihm mit Wasser die Stirn zu kühlen.

Der Vogt ließ ihn vom Überfall erzählen: Für einen Moment habe der Hüttenmann die Kammer verlassen. Ja, der werde schon vernommen. Nein, er stecke mit dem Räuber nicht unter einer Decke. Ja, an den Schandpfahl müsse er wegen der Unachtsamkeit. Mit einem Sack seien zwei zwischen den Kauen und Göpeln verschwunden. Er habe versucht, sich ihnen entgegenzustellen, sei aber niedergeschlagen worden. Nein, niemand wisse, wie der andere ausgesehen habe. Tief ins Gesicht hätte er seine Kapuze gezogen. Der Vogt seufzte: unüberschaubar war das Gewimmel am Rammelsberg geworden, seitdem immer mehr Gruben betrieben wurden und die Hütten Arbeitskräfte anzogen wie nie. Wie sollte man hier die Diebe finden?

Jedenfalls: zwei Silberbarren fehlten. Der Vogt gab Anweisung, nach vermißten Bergleuten zu forschen. Er schickte seine Knechte aus.

Anna spazierte über den kahlen Hang des Rammelsberges. Überall wurde gearbeitet. Unzählige Leitern kletterten die Arbeiter hoch, reichten sich das schwere Erz zu und schleppten es auf Bahren weiter, sobald sie das Tageslicht erreicht hatten. Staub machte ihr Gesicht unkenntlich; Ledertücher schützten Hintern und Schultern.

Anna sah, wie Pferde im Kreis gingen und an langen Seilen befestigte Gefäße über Winden hochzogen. Auf Karren schoben Bergleute das Erz hinüber zu den Klauberrinnen. Die trennten taubes Gestein vom Erz. Männer schoben die schweren Brocken zu den Pochern und Pocherinnen. Im gleichmäßigen Rhythmus zerteilten sie das Erz mit Eisenhämmern. Schweiß stand auf ihrer Stirn, und manche hatten blutige Hände von der schweren Arbeit. Von hier wurde es zum Röstherd gebracht, mürbe gebrannt und weiter zerkleinert - soweit, bis es für den Hüttenofen bereit war.

Früher standen die schweren Öfen nahe der Stadt. Seitdem aber Schacht neben Schacht errichtet wurde, war der Platz knapp geworden. Vor Jahren, so hatte der Vogt erzählt, gab es dichte Wälder um Goslar. Die waren jetzt lichter. Die Wege zu den Hütten wurden für die Arbeiter, die am Frankenberg und im Bergdorf vor den Mauern der Stadt wohnten, immer länger. Auch die letzte Silberhütte, die heute überfallen worden war, würde bald verlegt werden müssen.

Anna hörte den Frauen zu, die in großen Holzbottichen Erze wuschen: „Das war bestimmt der Godecke, der trieb sich schon seit Tagen hier herum. Erst gestern sah ich ihn mit einem Fremden tuscheln...“ „Das wird ihm nicht gut bekommen...“ „Aber wenn er ins Braunschweigische flieht?“ „Dann packen ihn die Raubritter. Er wird froh sein, wenn er mit dem Leben davorkommt.“

Der Vogt rief seine Tochter zu sich und befahl ihr aufzusitzen. Anna erzählte auf dem Rückritt von den beiden Männern. Der Vater lobte Anna und dachte laut: „Die Räuber gehen in die schützenden Mauern, weil sie

denken, wir würden sie rund um die Stadt verfolgen. Aber die entkommen mir nicht.“

Der Vogt war zum alten Kaiserhaus geritten. Unterdessen schlenderte Anna noch ein wenig durch die Stadt. Schon lange war kein Herrscher mehr hier gewesen. Jetzt verdienten Bürger gutes Geld mit den Gruben und Hütten am Rammelsberg. Man handelte und kaufte, verpfändete und lieh. Große Waldgebiete bis hinauf nach Clausthal gehörten schon der Stadt. Ohne Holz kein Reichtum, sagte der Stadtvogt, und vom Reichtum zehrten alle: nach dem Vorbild des Domes waren die großen Kirchen eingewölbt worden. Die ersten prächtigen Gildehäuser entstanden. Neue Verkaufsplätze lockten Händler an. Fremde kamen in die Stadt, einheimische Kaufleute reisten aus der Stadt. Goslar hatte sich dem Hansebund angeschlossen. Der bot Händlern und ihren Transporten Schutz vor allzu gierigen Fürsten und Wegelagerern.

Anna eilte nach Haus. Beinahe hätte sie einen jungen Mann umgelaufen. Der machte mit tiefer Verneigung den Weg frei. Anna errötete.

Johannes Kalavelt, Sohn eines reichen Nordhäuser Kaufmanns, kehrte ins Domstift zurück - noch ganz verwirrt von der Begegnung mit dem schönen Mädchen. Er



versuchte, die Gedanken auf den Unterricht zu lenken. Sein Vater hatte ihn in das berühmte Stift geschickt, damit er vor allen Dingen in Latein unterrichtet würde. Er sollte einmal den Sitz seiner Vorfahren im Rat übernehmen und darüberhinaus die Kaufmannsgeschäfte weiterführen. Johannes hatte lange am Sinn des Schulbesuchs gezweifelt. Sein Vater aber bestand darauf: ein Ratsherr müsse die lateinisch abgefaßten Urkunden lesen und Ratsbeschlüsse verstehen können. Ein erfolgreicher Kaufmann, der Seehandel treibe, müsse schreiben können und gebildet sein.

Aufgeregt unterhielten sich die Schüler über den Silberdiebstahl am Rammelsberg und standen noch zusammen, als der Adlatus, ein Hilfslehrer, hereinschritt. Der befahl mit schnarrender Stimme, sofort die Plätze auf den kleinen Holzstühlen einzunehmen. Er teilte die Wachstafeln aus: Schreibübungen waren angesagt.

Die Glocke des Domes läutete. Die Schüler erhoben sich und zogen in langer Reihe mit angemessenem Abstand zu den Würdenträgern zum Stundengebet. Der Kreuzgang hallte wider von den gleichmäßigen Schritten. Nach dem letzten Glockenschlag wurden die ersten Lieder gesungen und Gebete gemurmelt.

Johannes mühte sich mit den fremden Texten ab und versuchte, in den Singsang aller einzustimmen. Tagtäglich übten sie im Domstift, und manchmal hatte er das Gefühl, mehr passe nicht in seinen Kopf. Aber jeden Tag wurde weiter gelernt, abgehört, im Chor gesungen.

Nach dem Stundengebet ging es zurück in die dunkle Klasse. Durch eine schmale Maueröffnung blickte Johannes auf das Kaiserhaus. Es lag wie unberührt in der warmen Nachmittagssonne. Er sah den Stadtvogt mit einigen Knechten eilig den Hügel hinabreiten. Johannes seufzte, und schon traf ihn der strenge Blick des Lehrers.

Kinder von Knechten, Tagelöhnern und einfachen Handwerkern durften nicht in die Schule. Wozu auch? Urkunden lesen mußten sie nicht. Das besorgten andere, und rechnen brauchten sie auch nicht. Was sollten sie sich aufschreiben? Was sie aus der Bibel wissen sollten, das berichteten

die Prediger in den Gottesdiensten. Belehrend waren auch die bunten Kirchenfenster. Das genügte.

Johannes träumte von dem Mädchen in der Stadt... Da traf ihn der harte Ruten-schlag. Schuldbeuß richtete er sich auf und stimmte in den neuerlichen Gesang ein. Aber schon nach kurzer Zeit irrten seine Gedanken wieder ab. Nachher wollte er zum großen Fest schleichen. Vielleicht, wenn das Mädchen...

Es war Abend geworden. Anna saß mit ihrer Familie in der Kemenate beim Abendessen. Besorgt sah ihre Mutter, wie Anna nervös und hastig Brot und Fleisch mit



den Händen in den Mund stopfte, ein wenig Bier hinterhergoß und immer wieder zur Straße horchte. Der Vogt saß nicht bei seiner Familie. Ihn beschäftigte der Raub. Durch das einzige Fenster der Kemenate schien die rot untergehende Sonne.

Als sie von weitem Trommeln und Flöten hörte, sah Anna flehentlich ihre Mutter an. Diese nickte unmerklich und Anna stürzte aus dem Raum. Beinahe wäre sie die Stiege heruntergefallen. Sie lief Richtung Kettenstraße. Immer näher kam die Musik.

Stimmen und Lachen drang durch den Abend. Dann sah Anna die Menschen. Männer und Frauen hatten sich an den Händen gefaßt und wanderten in langer Reihe durch die Stadt. Die Kette öffnete sich, und einladend winkte eine junge Frau. Einige summten, andere sangen, lachten, Hunde tänzelten mit, Katzen miauten, Fenster öffneten sich und die abend-



goldene Stadt atmete Freude. Länger wurde der Zug. Schon war er in der Kettenstraße angelangt.

Anna reckte den Kopf und erblickte die zweite Menschenschlange, die ihnen entgegenkam: ebenso fröhlich, lachend, winkend und scherzend. Auch sie hatten Musiker dabei. So zogen sie voreinander her. Ganz Goslar schien auf den Beinen zu sein, um sich zum Langen Tanz zu treffen. Seit undenklicher Zeit feierte man so Versöhnung: einst waren Fremde als Bergarbeiter in die Stadt gerufen worden. Lange hatte es gebraucht, bis die alten Einwohner Frieden mit ihnen geschlossen hatten. An diesem Abend tanzten alle, statt zu streiten.



Die Musik verstummte. Direkt vor ihnen wurde ein Fenster geöffnet: zwei Männer sangen mit kräftiger Stimme ein Spottlied auf die Herren des Bergbaus, die geizig seien und zum Langen Tanz kein starkes Bier gebraut hätten. Die Zuhörer gröhlten. Jetzt wußte Anna, warum der Vater so schlecht auf das jährliche Fest zu sprechen war. Hier kam die Obrigkeit schlecht weg. Die Tochter des Vogtes schaute beschämt zu Boden, als jemand brüllte: „Die Herren der Stadt sind so dick wie das Silber schwer. Und das haben sie ihnen jetzt geklaut. Die Bäuche sind weg.“

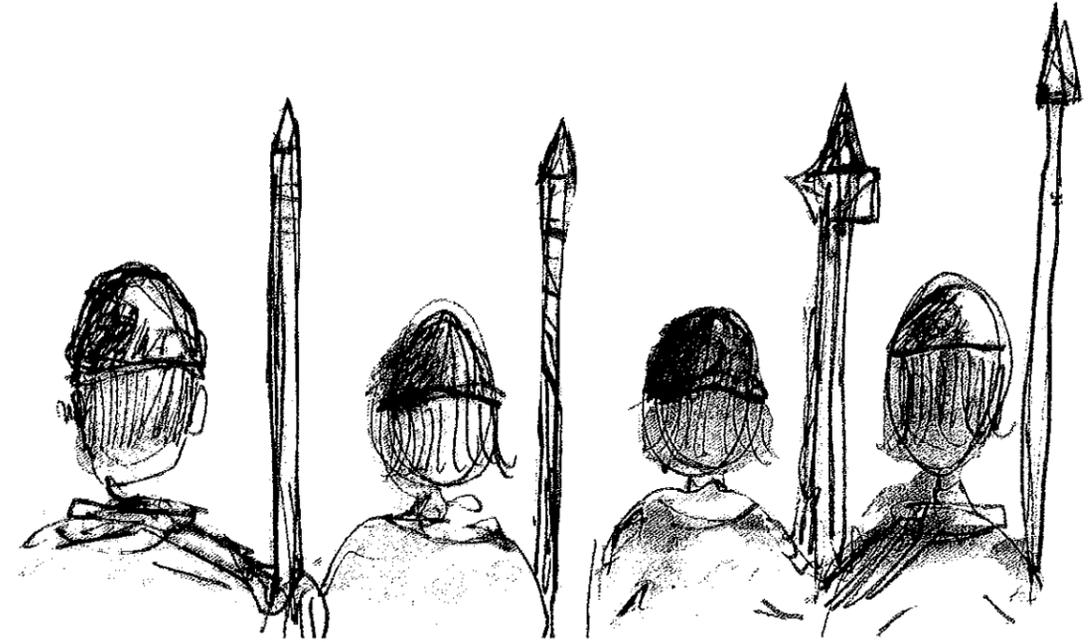


Als Anna wieder aufblickte, stockte ihr Atem! Gegenüber stand der Junge vom

Nachmittag. Jetzt setzte die Tanzmusik wieder ein. Johannes schaute Anna fragend an und umfaßte vorsichtig ihre Hüften. Auf der ganzen Kettenstraße bewegten sich Paare zur Musik. Ganz langsam, dann immer mutiger werdend, drehte Johannes Kalavelt Anna im Kreis. Lachend nahm er sie fester in seine Arme. Als sie genug vom Tanz hatten, hockten sich die beiden auf eine Mauer und erzählten, lachten. Sie vergaßen die vielen Menschen, schauten sich in die Augen und rückten klopfenden Herzens näher. Was für ein Abend! Nie hätte er zu Ende gehen dürfen... Anna aber mußte nach Haus, Johannes zum Stift. Er begleitete sie bis zur Kemenate, und als der Kaufmannssohn die Tochter des Stadtvogtes zum Abschied küßte, errötete sie. Dann schlüpfte sie ins Haus. Gott sei Dank: der Vater war noch nicht zurück.

Bis in die Nacht hatte der Vogt zu tun gehabt. Die Wachen waren verstärkt, Bergmänner und Bergfrauen verhört worden. Die Hauptleute an den Toren waren genau unterrichtet, wie die Diebe aussehen könnten.

Am frühen Morgen wollten die Wächter am Kloster gerade das Gitter hochziehen, als ein Mann mit eiligen Schritten auf die Stadtmauer zuing. Mißtrauisch musterten ihn die Wächter: „So früh? Wohin des



Wegs?“ „Ich will hinauf nach Clausthal und meinem Bruder, der dort Köhler ist, bei der Arbeit helfen.“ „Zeig Dein Bündel!“ Der Mann rollte das Tuch vor den Wächtern aus und zum Vorschein kamen ein paar Lappen, ein Hemd und einige Taler. „Ist gut, Du kannst passieren.“ Raselnd ging die Kette und das Gitter wurde hochgezogen. Der Passant spazierte nur zögernd durch die Stadtmauern und schaute immer wieder zurück.

Da: Pferdegetrappel auf dem Pflaster, und noch ehe die Wache richtig begriff, was geschah, ritt der Godecke mit wehendem Mantel vorbei. Der zweite sprang hinauf. „Halt! Halt!“, schrien die Wächter. Einer rannte, um die Alarmglocke zu schlagen. Das Pferd stürmte den Rammelsberg hoch. Nach wenigen Metern aber straukelte es und warf die Männer ab. Da waren die Knechte schon unterwegs und hasteten mit ihren Speißen hinter den Flüchtigen her. Es dauerte nicht lange, und die Diebe waren gefangen. Zum Stadtvogt wurde geschickt.

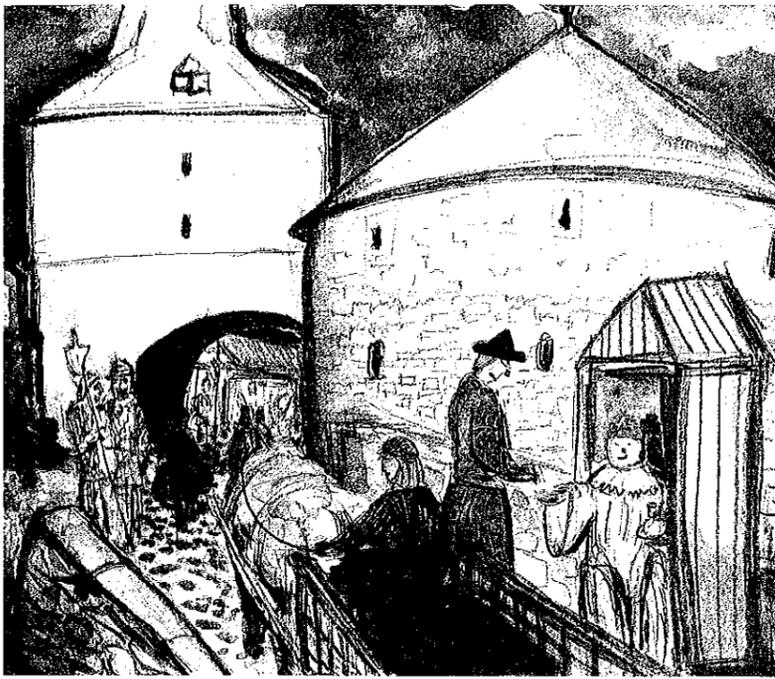
Die Räuber wurden in den Stadtkerker geworfen. Daumenschrauben legte man ihnen an. Fest und fester wurden sie gespannt, bis unter Stöhnen und Schreien das Versteck preisgegeben wurde. Der Silbersack wurde unweit des Klosters gefunden. Noch am selben Tag kamen die Diebe vors Berggericht und wurden zum Tod am Galgen verurteilt.

Das Urteil sollte schon bald auf dem Köpelsbleek vollstreckt werden. Ganz Goslar war unterwegs, um diesem Schauspiel zuzuschauen. Anna hatte sich mit Johannes



Kalavelt verabredet. Aufgeregt wartete sie und blickte immer wieder zum Breiten Tor. Keinen Blick erübrigte sie für die Geschundenen, die zur Hinrichtung geführt wurden. Sie machte Johannes schöne Augen, der mit Riesenschritten gelaufen kam...





Cordt Wieken reckt sich auf dem Bock des kleinen Pferdewagens und gähnt. Am frühen Morgen haben sie Braunschweig verlassen. Den ganzen Tag hat er seinen Knecht zur Eile gemahnt. Jetzt, als sie die unzähligen Türme Goslars sehen, bricht die Abenddämmerung herein. Den schweren Wagen haben sie kurz nach Braunschweig hinter sich gelassen. Der kann die lange Reise nach Goslar nicht an einem Tag bewältigen. Wieken legt keinen Wert darauf, seine Waren zu begleiten. Es wäre schlimm genug, wenn den Wegelagerern die wertvollen flandrischen Tücher in die Hände fielen und wieder einmal einer seiner Knechte das Leben lassen müßte - aber was nutzt es schon, wenn er dabei seine eigene Haut aufs Spiel setzt?

Die Landwehr, einen Befestigungswall weit vor der Stadt, haben sie schon passiert. Die Nähe Goslars macht sich jetzt überall bemerkbar. Rechter Hand liegt der Siechenhof. Hier finden diejenigen eine Bleibe, die an einer ansteckenden Krankheit leiden und deshalb innerhalb der Stadtmauern nicht geduldet werden.

Cordt Wieken macht das Kreuzzeichen, als sein Blick auf die Hinrichtungsstätte, nicht weit vom Breiten Tor, fällt. Zur linken Seite klappert das Rad der Ratssägmühle, und wie Nebel verdeckt Qualm vom Ziegelhof, ebenfalls Eigentum des hochwohlloblichen Goslarer Stadtrates, die Sicht zum Rammelsberg.

Der Kaufmann ist viel gereist und hat seine Waren schon in unzähligen Städten

1596 Kaufmann, Bettlerin, Gildemeister

zum Kauf angeboten. Alle haben sie Befestigungsanlagen, um den Besitz der Bürger und die Freiheit der Stadt vor Feinden zu schützen. Auch seine Heimatstadt Lüneburg hat starke Mauern. Trotzdem ist er immer wieder vom Anblick des wehrhaften Goslars beeindruckt. Besonders der Zwinger, nur wenige hundert Meter in Richtung des Rammelsberges, ist ein Bau von ungeheuren Ausmaßen. 1000 Soldaten - so hat ein Torwächter bei seinem letzten Besuch übertrieben - könnten aus dem Turm mit dem Spitzdach jeden Angriff auf die reiche Stadt abwehren.

Ob es wohl stimmt, was ihm ein Augsburger Kaufmann neulich mit hämischem Grinsen erklären wollte: „Reich? Arm wie die Kirchenmäuse sind die Goslarer. Sie haben den Rammelsberg vom Braunschweiger Herzog nur geliehen, als er mal knapp bei Kasse war. Und neulich hat er seine Schulden zurückgezahlt und jetzt ist Schluß mit Kupfer, Blei und Silber. Pleite sind sie! Die wären doch froh, wenn sie das Geld wiederhaben könnten, das sie für all' die tollen Türme und Mauern verschwendet haben. Den neuen Wundergeschützen hält kein Zwinger stand!“ Ein Großmaul ist der Augsburger, denkt Cordt Wieken. Sechs Meter dicke Mauern kann keine Macht der Welt durchbrechen...

Der Knecht hält den Wagen vor dem Zollhaus am Breiten Tor, hinter dem eine Brücke den Stadtgraben überspannt. Wieken atmet auf: es kann nur noch Minuten dauern, bis das mächtige Gitter auf der anderen Seite der Zugbrücke hinuntergelassen wird; wer zu spät kommt, muß außerhalb der Stadtmauern übernachten.

Obwohl der Lüneburger Kaufmann nur leichtes Reisegepäck mit sich führt - sein Knecht hat nur, was er auf dem Leib trägt - untersuchen die Zöllner alles mit umständ-



licher Sorgfalt, bevor sie ihn passieren lassen. Es rumpelt, als der Wagen über die kleine Brücke fährt. Unten schimmert das Wasser schon nachtblau. Wie erwartet, schließt sich hinter ihnen rasselnd das Fallgitter.

So eindrucksvoll die Stadt auch von weitem aussieht - drinnen geht es zu wie in jeder anderen. Sein Wagen sinkt handbreit in den vom Regen aufgeweichten Straßenschmutz ein. Jetzt noch die Straße hinauf, dann hat Wieken mit dem Knecht die Herberge erreicht. Beim Herabsteigen vom Bock muß er zwei Schweinen ausweichen, die sich mit freudigem Grollen auf Küchenabfälle stürzen.

Den ganzen Tag über hatte Cordt Wieken gemurrt: der Knecht lenkte den Wagen ungeschickt, der Sitz war hart, das Kissen zu dünn. Das ständige Reisen ist nichts mehr für sein Alter. Jetzt fällt die Spannung des Tages langsam von ihm ab. Eigentlich geht es mir ganz gut, denkt Cordt Wieken, als

er eine Jammergestalt mit zwei Holzkrücken wahrnimmt, die sich mühsam durch den Straßenschmutz quält.



Margarethas Tag ist normal verlaufen: so wie der letzte gewesen ist und der nächste sein wird. Daß die Wunde an ihrem Fuß brandig wurde, hat sie allerdings in eine schwierige Lage gebracht. Sie kann nicht arbeiten und ist auf Almosen angewiesen, um täglich satt zu werden. Margaretha ist froh, daß fremde Bettler seit neuestem am Stadttor zurückgewiesen werden. Das waren zum Teil richtige Betrüger, die sich in einer dunklen Ecke ein Bein hochbanden und dann auf dem Marktplatz als Krüppel ihren Tagesunterhalt erbettelten.

Sicher, sie hat es nicht leicht. Als nach ihren beiden Kindern auch noch der Mann gestorben war - er war Gehilfe bei einem Glockengießer gewesen -, hat sie bei einem Altaristen der Marktkirche laut mit ihrem Schicksal gehadert. Der hat ihr den Kopf wieder gerade gerückt: ob sie Gott lästern wolle, indem sie den ihr zugewiesenen Platz verachte?

So schnell es mit den beiden Holzkrücken geht, hastet Margaretha auf das Große Heilige Kreuz zu. Die Straßen sind fast leer. Nur auf dem Marktplatz sieht sie noch einige hohe Herren aus dem Gildehaus der Gewandschneider treten. Bevor sie in die Worthstraße einbiegen, schnallen sie sich hohe Holzklötze unter die Schuhe, um ihre kostbaren Gewänder vor dem Straßenschmutz zu schützen.

Endlich hat Margaretha das Große Heilige Kreuz erreicht. Der Spitalmeister wirft ihr einen tadelnden Blick zu. Er erinnert an die Hausordnung, die die Rückkehr vor Einbruch der Dämmerung befiehlt. Dann wird er freundlicher: weil Margaretha so außer Atem ist, darf sie die Andacht wie die bettlägerig Kranken von der Pritsche aus verfolgen. Die anderen versammeln sich in der Johanniskapelle, die an die Däle grenzt. Die meisten kennt Margaretha: ein paar alte Männer - früher einmal Bergarbeiter -, vier elternlose Kinder, Kranke, die keine Familie mehr haben. Und Frauen, alles Witwen wie sie selbst. Heute sind auch ein paar Fremde da, wohl Pilgerreisende, die schon morgen weiterziehen werden.

Alle begeben sich nach der Andacht zu ihren Schlafplätzen. Hastig überprüft Margaretha ihre kümmerlichen Besitztümer,

die in einer Mauernische Platz finden. Mit lauter Stimme gibt der Spitalmeister jetzt den Befehl, die Talglichter zu löschen. Es wird dunkel im Großen Heiligen Kreuz. Margaretha graust es vor der Nacht. Früher, als ihr Mann noch lebte, war das nicht so: da hatten sie beim Glockengießer eine ganze Kammer für sich allein und ein Bett, das sie mit ihren Kindern teilten. Aber jetzt? Aus den Ecken der Däle dringt Stöhnen und Wimmern, manchmal auch Schreie im Traum, dann Schnarchen. Fern bellt ein Hund. Es muß vom „Ulrich“ kommen, dem Stadtgefängnis nahe dem



großen Lagerhaus, das alle das Kaiserhaus nennen. Man erzählt, hier hätten sich früher Kaiser aufgehalten, und der Ulrich sei einmal eine Kapelle gewesen. Margaretha weiß nicht, ob das stimmt. Jetzt werden die Gefangenen der Stadt im Ulrich festgehalten. Erst vor wenigen Jahren hat man dort Frauen, die Hexen genannt wurden, zu Tode gefoltert. Nachts, so erzählt man sich, gellen ihre Schreie noch manchmal durch die Stadt...

Margarethas Magen rumort, und nur noch wenige Bröckchen Brot sind in der Nische. Vorsichtig dreht sie sich von der Pritsche und scharrt die letzten Krumen aus dem Vorrat in die hohle Hand. Hunger ist ihr ständiger Begleiter. Sie hofft, bald wieder dem Spitalmeister und seiner Frau beim Backen helfen zu dürfen. Dann wird sie zusätzlich Brot ergattern.

Kurz bevor Margaretha in unruhigen Schlaf fällt, blickt sie zu dem riesigen Kruzifix und macht entschuldigend das Kreuzzeichen. Nur nachts hat sie dunkle Gedanken. Wenn es wieder hell ist, fällt es ihr leichter, den Worten des Altaristen zu glauben.

Am nächsten Morgen, nach Andacht und gemeinsamem knappen Frühstück der Hospitalinsassen, verläßt Margaretha das Haus und eilt, so schnell es ihre Krücken zulassen, in Richtung Marktplatz. Satt ist sie nicht geworden, und so spricht sie auf der Königsbrücke einen gut gekleideten Herrn um Almosen an. Der brummt jedoch nur ärgerlich und schlendert weiter.

Eigentlich hat Conrad, der Schustermeister, gute Laune, aber das Bettelgesindel nimmt überhand. Er ist ein gottesfürchtiger Mann, und deshalb gibt er Almosen wie alle anderen. Er weiß, daß jede Gabe im Jenseits belohnt wird. Aber er hat schon gegeben: einmal einen größeren Betrag an das Große Heilige Kreuz und dann erst gestern einem flehenden Waisenkind. Damit ist genug Gutes getan für diese Woche.

Conrad hat gehört, daß der Rat gegen das Bettlerunwesen vorgehen wolle. Eine Stelle soll eingerichtet werden, bei der die Reichen ihre Almosen abgeben. Der Rat verteilt dann nur noch an diejenigen, die



arbeiten und ihre Armut nachweisen können. Betteln soll gänzlich verboten werden. Wer es trotzdem wagt, wird aus der Stadt gewiesen.

Doch genug der trüben Gedanken. Gestern hat die Gilde der Hochzeit seiner ältesten Tochter zugestimmt. Conrad hat den Bräutigam gut gewählt. Auch der künftige Schwiegersohn ist Schuster und war - wie es die Gildeordnung vorschreibt - drei Jahre als Geselle auf Wanderschaft gewesen. Nun ist er Meister, und sein begüterter Vater hat ihm sogleich die Mitgliedschaft in der Gilde gekauft. Conrad kennt den Betrag: soviel verdient er ungefähr in einem Jahr. Ein schöner Batzen! Aber wenn die Gilde jeden Schuster werden ließe, der das Handwerk beherrscht, würden sie bald alle am Hungertuch nagen. Lange hat Conrad mit dem Vater des Bräutigams über die Mitgift, die die Tochter einbringen muß, verhandelt. Jetzt weiß er sie in sicheren Verhältnissen. In der Stadt wird viel von der kommenden Armut Goslars geredet.

Natürlich, es war eine Katastrophe, daß der Rammelsberger Bergbau und die Hütten wieder dem Braunschweiger Herzog

zugefallen waren. Aber was geht das ihn an? Laufen müssen die Leute immer. Wer läuft, der braucht Schuhe. Manch einer freut sich sogar klammheimlich. Es war lange gemurrt worden, daß die Stadt sich zu viel um den Bergbau und zu wenig um die anderen Gewerbe gekümmert habe. Das wird jetzt anders. Jetzt soll wieder mehr Schiefer zum Dachdecken in andere Städte verkauft werden und auch das Goslarer Bier wird man sich überall schmecken lassen. So hoffen jedenfalls die vielen Brauer. Nachdenklich wiegt Conrad den Kopf: ob das wohl klappt? Ihm schmeckt das Bier aus Einbeck besser, und Dachschiefer wird in vielen Städten abgebaut.

„Was stehst Du da und hältst Maulaffen feil?“ murt ihm seine Frau an. Gedankenverloren hat er schon längst seinen Marktstand unter den Rathausarkaden erreicht. Conrad wendet sich schnell einer wartenden Kundin zu.





1780

Die Stadt brennt und der Münzmeister stirbt.

Schlurfend legte Heinrich Christoph Rudolph Friese die wenigen Schritte vom Fenstersessel zum Krankenlager zurück. Der siebzigjährige Mann atmete schwer, als er in die Kissen sank und mit wassergeschwollenen Fingern nach der groben Wolldecke tastete. Er sah sich um. Viel war an Hausstand nicht geblieben: Bett und Sessel, Tischchen und das Portrait seines geliebten Sohnes Georg, der jetzt schon über dreißig Jahre auf dem Gottesacker lag.

Friese rief mit gebrochener Stimme seine Frau Maria Elisabeth. Die kam nach wenigen Augenblicken mit einem Krug Dünnbier und einer Schüssel Mehlbrei zurück. Wortlos stellte sie das Abendessen auf den Tisch, klopfte sein Kissen. Die heruntergefallene Perücke hängte sie über den Bettpfosten. „Die brauch’ ich nicht mehr“, knurrte der alte Münzmeister und strich sich die fettigen Haare, die im Nacken zu einem Zopf zusammengebunden waren. Maria Elisabeth putzte mit dem Schürzenzipfel über die beschlagenen Fensterscheiben, damit der Alte nach draußen blicken konnte.

Widerwillig löffelte Friese den Papp in sich hinein. Schon lange hatte er sich abgewöhnt, nach besserem Essen und stärkerem Bier zu fragen: Fleisch fehlte und gutes, braunes Bier, wie er es selber gebraut hatte, war unerschwinglich geworden.

Friese dachte an die vielen Festgelage in den Gilden und im Rathaus, die Speisen, die man aufgefahren hatte, die Musikanten, die zum Tanz aufspielten. Friese sah sich mit schönen Frauen tanzend auf der Diele - trotz aller finanziellen Sorgen ein geachteter Mann. Die Welt hatte Friese gesehen. In Berlin hatte er gearbeitet, als der große Friedrich ihn rufen ließ. Nicht

nur im nahen Harzgerode, auch in Leipzig und Stralsund bei den Schwedischen war er als Münzmeister willkommen gewesen. Geld wurde überall benötigt. Jeder Fürst, der auf sich hielt, hatte eine eigene Münzanstalt.

Jetzt war Friese alt und schwach. Von acht Kindern lebten noch vier und hatten das Erwachsenenalter erreicht. Sie waren Gehilfen in der Goslarer Münze gewesen, wußten sorgsam mit dem teurer werdenden Silber umzugehen und lernten, die Schmelze unter seiner Aufsicht zu bedienen. So arbeitete die Familie gemeinsam und festigte seinen guten Ruf als Münzmeister. Frau Maria Elisabeth hatte ihren Gatten immer unterstützt, war mit ihm gezogen, hatte auf ihn gewartet. Beim Brauen war sie eine große Hilfe, und die Pferde seines kleinen Fuhrunternehmens waren von ihr gepflegt worden.

Was für ein Leben! Friese zog die Decke höher über den geschwollenen Bauch und blickte nachdenklich in den Abend. Nachdem das Elternhaus 1728 beim fürchterlichen Stadtbrand bis auf die Mauern vernichtet worden war, hatte er alles daran gesetzt, seiner großen Familie ein neues Haus zu errichten. Deshalb drückten ihn finanzielle Lasten ein Leben lang. Gearbeitet hatte Friese so lange, wie es die Wassersucht zugelassen hatte. Jetzt ging es nicht mehr. Nur: die Schulden waren geblieben. Friese rechnete mit dem Tod und wußte nicht, wie seine Frau die Kosten der Beerdigung aufbringen sollte. Sie würde wohl zu den Provisoren des Großen Heiligen Kreuzes gehen müssen, um die eingezahlte Pfründe zu beleihen. Er war ein stadtbekannter Mann gewesen: Bürger, Rats- und Tafelherr, nur reich bin ich nicht geworden, dachte er voller Gram. Die vielen Reisen hatten mehr Schulden als Gewinn verursacht.

Friese kam die Rückreise von Berlin in den Sinn, als er dort den Dienst hatte quittieren müssen. Achtmal mußten sie mit Sack und Pack Grenzen überschreiten. Hätte König Friedrich ihnen nicht den Zollbrief mitgegeben: die Reise wäre auch nach sieben Tagen noch nicht zu Ende gewesen. Kein Wunder, daß es auch den Goslarer Händlern schlecht ging. Es mußte sich etwas ändern an den Zeiten. Die Stadt verarmte zusehends. Als er das letzte Mal durch die Straßen geschlurft war, sah er überall verrottende Fensterläden, schlechte Waren, abblättrnde Farben. In anderen Städten, so hatte man berichtet, würden immer schönere Steinhäuser entstehen, die kleinen Buden abgerissen und schmucke Giebel farbig verziert. Der letzte große Bau in Goslar war schon vor mehr als einem Menschenalter beendet worden: der reiche Siemens hatte sich ein prächtiges Haus zulegen können.

Durch die matten Fensterscheiben sah Friese auf unbebaute Grundstücke in der Unterstadt. Die Besitzer der Grundstücke waren verarmt. Sie hatten kein Geld, um nach dem Stadtbrand ihre Häuser neu zu errichten. Die Haustrümmer waren mit Gras und Büschen überwuchert.

Jetzt näherte sich aus der Dämmerung unruhig ein Licht und kam auf das Haus des Münzmeisters zu. Vor dem Fenster erschien das Gesicht des Hermann Thiele. Friese hörte, wie seine Frau den Bader einließ. „Kalt ist es, Frau Münzmeister“, sagte der Bader und trat mit kurzem Gruß ins Zimmer. „Wie geht es heute, Meister Friese?“ Der Bader stellte eine lederne Tasche auf's Bett, legte den Dreispitz daneben und schaute besorgt auf den geschwollenen Bauch. „Ich bin ein alter Mann, Thiele, mein Leben geht zu Ende. Die Wassersucht bringt mich zu Gott.“ „Wollen wir sehen, Münzmeister, wollen wir sehen.“ Der Bader klappte die Henkel der Tasche zurück und faltete ein weißes Leinentuch auf das Bett. Aus dem ledernen Etui holte er ein spitzes Messer und plazierte es sorgsam auf der Unterlage. Zwei Porzellanschalen stellte der Bader daneben. Thiele krepelte sich die Ärmel hoch und untersuchte Friese. Er tastete die Körperflanken ab, besah sich die Arme und Beine. „Es ist nicht viel besser geworden. Aber Erleichterung kann ich Euch verschaffen.“

Müde nickte Friese. Seine Frau war ins Zimmer getreten und half, das weite Hemd aus grobem Stoff über die Arme zu schieben.

Der Bader setzte in die Armbeugen kurze Schnitte, so daß aus den Venen Blut abfließen konnte. Mit den in Kräutersud getränkten Lappen rieb er dann vorsichtig die Wundstellen ab und versah sie mit einem strammen Verband aus Leinentüchern. Dann packte er seine Tasche und sah sich suchend nach einem Stuhl um. Da er ihn nicht fand - der kostbar geschnitzte Stuhl war zwischenzeitlich von Maria Elisabeth verkauft worden - setzte er sich zu Münzmeister Friese aufs Bett. Maria Elisabeth brachte einen Krug Bier für Thiele.

„Wird Euer Anwesen veräußert, Meister? Ich habe gesehen, wie Euer Wohn- und Brauhaus wohl zweimal zum Verkauf am Waaghaus angeschlagen war.“ „Die Gläubiger wollten es so. Die Witwe Hagen hat mich gejagt mit ihren Forderungen. Möbelstücke habe ich verkaufen müssen. Das Gartenhaus, die Spargelbeete, ja sogar die Kutsche habe ich ihr angeboten. Sie aber bestand auf Bargeld, und als die Hagen starb, waren die Erben mit ihren Forderungen schneller, als die Leichenträger mit der Toten auf dem Kirchhof.“

Der Bader nickte betrübt: „Ja, die Zeiten sind schwierig. Ich kenne kaum jemanden, der keine Schulden hat. In der Münze wird nicht mehr geschafft. Und die Franzosen, die hier während des Krieges einquartiert waren, haben unsere Lage noch verschlechtert... Wie lange habt Ihr Euren Fuhrbetrieb aufrecht erhalten können?“ Friese winkte ab: „Schon lang vorbei. Hätte ich ihn nicht gehabt und die wenigen Einnahmen aus den Ländereien, ich wäre im Schuldenturm verhungert. Im Krieg wurde mir keine Pacht gezahlt, kein Gehalt als Münzmeister ausgehändigt. Das hat mich in den Ruin getrieben.“ Friese machte eine müde Handbewegung, als wollte er sein Leben abwinken. „Wie soll das nur weitergehen?“ seufzte mitfühlend der Bader. Er setzte den Dreispitz auf und verabschiedete sich mit einem „Adieu, Münzmeister!“ Dann ging Thiele hinüber zur Frau. Durch die Tür hörte Rudolph Friese die beiden sorgenvoll über den Zeitpunkt seines nahen Todes sprechen. Gegen die Wassersucht war alle Kunst vergeblich. Die Haustür schlug, und in der Dunkelheit schwankte die Laterne des Baders. Und mit ihm gehen wieder einige Münzen, die in meinem Hause fehlen, dachte Friese bitter.



Durch die Kälte der Nacht hastete Bader Thiele hinunter zum Breiten Tor. Er wollte noch rasch einen Patienten versorgen und ihn rasieren. Wind kam auf, und in die Nase des Baders stieg Brandgeruch. Er schaute sich um, konnte aber zuerst nichts Ungewöhnliches entdecken.

Thiele wechselte die Straßenseite, um einen freien Blick auf den Turm der Marktkirche zu haben. Tatsächlich! In Richtung Bäckerstraße stand die Brandlaterne. Irgendwo im Nordwesten mußte ein Feuer ausgebrochen sein!

Er hastete zurück, am Haus des Münzmeisters vorbei. Dann hörte er die Rufe: „Feuer! Feuer! Feuer!“ Sturmglocken läuteten. Fenster öffneten sich. Schreie. Türen schlugen. Die Straße füllte sich, alles blickte zur Marktkirche. Viele liefen davon, einige im Nachthemd mit übergeworfener Decke. Kinder schrien, und rechts neben

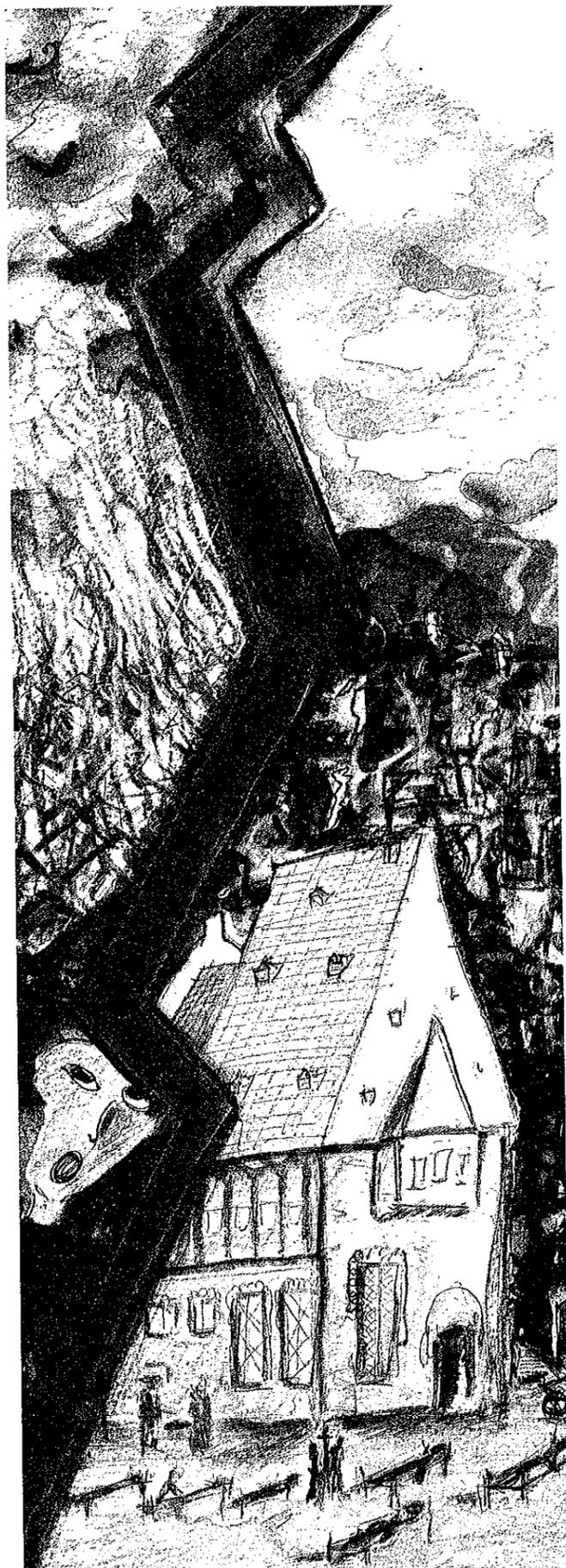


der Marktkirche sah Thiele einen rötlichen Feuerschein. Der mußte vom Rand der Oberstadt kommen. Dort wohnten viele Menschen, und mit pochendem Herzen rannte Bader Thiele zu seinem Wohnhaus. Als er bei Frau und Kindern angekommen war, schloß er sie erleichtert in die Arme. Er eilte ins Hausinnere, riß den Ledereimer vom Haken, warf sich eine Schutzweste über und stürzte davon.

Hörner wurden geblasen. Pferdegetrappel klang durch die Gassen. Verängstigte Frauen und Kinder kamen ihm entgegen. Wahllos hatten sie Habseligkeiten zusammengerafft und waren aus den brennenden Häusern gestürzt. Überall Weinen, Schreie, Jammern. Die Höllenpforte hat sich geöffnet, dachte Thiele schauernd und bekreuzigte sich.

Die ganze Stadt war auf den Beinen: Signaltöne hier, Fuhrwerke mit Wasser-tonnen da. Schweine rasten in panischer Angst um die Ecke, Hunde hinterher. Schafe blökten. Balder, der Schuhmacher, kam mit seinen Gehilfen und anderen Meistern der Gilde gelaufen, um zu löschen. Die Hitze wurde stärker, und als er im Gewirr steckenblieb, kletterte Thiele auf eine Mauer. Er zog sich auf ein flaches Schieferdach.

Welch' ein Anblick! Was für ein Feuer! Die halbe Stadt erglühte, und, angefacht durch den immer stärker werdenden Wind, wurde das Feuer die Bäckerstraße über die Breite Straße hinunter bis zur Stephani-Kirche getragen. St. Stephani war erst vor fünfzig Jahren neu errichtet worden, nachdem die Kirche dem ersten Stadtbrand zum Opfer gefallen war. Wahrscheinlich, dachte Thiele, hat das offene Feuer in einer kleinen Bude den hölzernen Rauchfang entzündet und schnell die engstehenden Häuser erfaßt. Unten sah er ein wild galoppierendes Pferd. Der Fuhrmann versuchte, sich in die Zügel zu hängen, wurde mitgeschleift und blieb schließlich verletzt liegen. Durch dieses Durcheinander kamen die Schmiede mit ihrer Spritze nicht bis zum Brandherd. Lautes Fluchen drang zu ihm hoch. War die Stadt verloren? Wenn nur der Wind nicht drehte! Weit hinten spritzten Zimmerleute, die für die Brandwache zuständig waren, hektisch die noch unversehrten Häuser naß. Alles vergebens. Am Markt standen die ersten Häuser in Brand.



Unter sich sah Thiele, wie ein Bediensteter der Stadt an den Schiebern der Beeke hantierte. Das Wasser sollte durch die abgedeckten Kanäle direkt zum Brand geleitet werden. Der Schieber klemmte. Fluchend lief der Diener davon, um Hilfe zu holen.

Ein riesiger Wolkenturm erhob sich über Goslar, und Thiele dachte sorgenvoll an das Haus des alten Münzmeisters. Ob es auch niederbrennen würde? Und die vielen anderen Häuser in der Unterstadt: sie waren noch nicht bezahlt oder unterversichert. Neue Armut würde über Goslar kommen.

Er spürte, wie der Wind abflaute. Thiele hoffte auf Rettung der Oberstadt. Beim letzten Stadtbrand hatte der offene Schuhhof die Flammen aufgehalten.

Jetzt erst merkte er, daß er irgendwo den Ledereimer verloren hatte. Durch die Dunkelheit lief er Richtung Schuhhof. Bestimmt würden dort seine medizinischen Künste benötigt werden. Unterwegs stützte er eine alte Frau, die ohnmächtig zu werden drohte. Dann schob er einen Karren an, der in der vom Löschwasser aufgeweichten Straße steckenzubleiben drohte. An der Breiten Straße drückte ihm jemand eine Axt in die Hand, und gemeinsam mit Riechenberger Knechten riß er eine Scheune ein. Eine Schneise sollte dem Feuer die Nahrung nehmen.

Am nächsten Morgen, die Plackerei in allen Gliedern spürend, schlich Thiele nach Hause. Unterwegs sah er Kinder erschöpft auf den Armen ihrer Eltern schlafen. Männer weinten. Überall wurde in den rauchenden Trümmern nach Resten der Habe gesucht. Angesichts des Elends war Thiele erleichtert, daß das Unglück ihn und seine Familie nicht getroffen hatte.

Maria Elisabeth Friese lag am Nachmittag mit dem Kopf auf dem Küchentisch und schlief. Ein noch größerer Brand als 1728 hatte die Stadt heimgesucht, weit über 200 Häuser waren verbrannt. Sie hatte die ganze Nacht bis zum Mittag gewacht. Allein konnte sie den kranken Münzmeister nicht in Sicherheit bringen. Die Nachbarn waren mit der Rettung ihrer Habseligkeiten beschäftigt gewesen. Niemand konnte ihr beistehen.

So war sie, wie bei jedem Unglück, in der Nähe ihres Gatten Rudolph geblieben. Sie hatte sich angstvoll auf die Bettkante gesetzt und dem entsetzlichen Feuerschein, der immer näher kam, entgegengeblickt. Friese war trotz der Aufregung vor Erschöpfung eingeschlafen.

Ein Wunder: diesmal blieb ihr Haus verschont. Die Trümmergrundstücke, unbebaut seit dem ersten Stadtbrand, hatten den Übergriff des Feuers auf das Gebäude verhindert. Das Unglück der Nachbarn von 1728 war ihr Glück geworden. Ein spätes Glück - immerhin. Lange würde es dauern, bis alle Trümmer und aller Schutt beseitigt war, erste neue Häuser entstehen würden: noch kleiner und schmuckloser als die verbrannten. Maria Elisabeth schlief und hörte nicht das schmerzvolle Stöhnen des sterbenden Münzmeisters. Barmherziger Schnee fiel über die Stadt.

Henrich Christoph Rudolph Friese, Bürger, Rats- und Tafelherr, letzter Münzmeister der Stadt Goslar, starb als armer Mann nur wenige Tage nach dem Brand an seiner Wassersucht. Er wurde auf dem Stephani-Kirchhof beigesetzt. Seine Witwe mußte sich das Geld für die Beerdigung leihen. Sein Haus wurde zwei Jahre später von der Stadt ersteigert. Elisabeth Maria Friese, geborene Sollemann, Bürgertochter aus einem Brauhaus in der Bäringerstraße, wird die letzten sechs Jahre ihres Lebens im Armenhaus zugebracht haben.

1802 Eine Stadt am Ende. Eine Stadt am Anfang!

Witting trat vor sein Haus. Ein kühler Frühjahrswind schnitt scharf in sein Gesicht. Der Stadtschreiber kniff die Augen zusammen. Soviel Branntwein wie in der letzten Nacht war lange nicht mehr durch seine Kehle geflossen. Im Bürgerhaus hatte er ausgiebig mit Gerichtsknecht und Stadtmusikus gezecht. Hoch war es hergegangen. Als sie aber volltrunken auf den Tisch gestiegen und sich über den Kaiser lustig gemacht hatten, wurden sie aus dem alten Zwinger hinausgeworfen. Mit der Nase hatte Witting auf dem Bürgerwall gelegen.

Bürgermeister Siemens hatte die Anlagen rund um den Zwinger zu einem Ort der Begegnung erklärt: eine Kegelbahn war angelegt, Bänke aufgestellt, Obstbäume gepflanzt, ja sogar Schwäne für die ausgedienten Stadtgräben waren angeschafft worden. Hohe Herren hatten die Köpfe geschüttelt: Pöbel tummle sich dort. Die niederen Stände zeigten kein ehrbares Verhalten. Betrunkene lägen im Gebüsch...

Witting spazierte, um den Kopf auszulüften, über die alten Wallanlagen zum Rathaus. Hier wurden Gärten angelegt. Was Siemens begonnen hatte, setzte von Dohm fort: Die Stadtbefestigung hatte ausgedient, immer mehr Mauerwerk wurde eingerissen und verkauft.

Ein Nachbar Wittings machte sich in seinem Garten zu schaffen. Sie hielten kurzen Plausch: „Fast 200 Gärten rund um die Stadt gibt es jetzt in Goslar. Und die Pacht ist gering, das kann ein jeder aufbringen.“ Witting nickte: „Der Stadtsäckel klimpert. Soviel neue regelmäßige Einnahmen! Auch von Dohm ist beeindruckt.“ „Der preußische Legationsrat, der uns im Auftrag des Preußenkönigs die Reichsfreiheit genommen hat?“ Witting lachte:

„Welche Freiheit? Ach, Nachbar, Freiheiten hatten in den letzten Jahrzehnten nur die Ratsherren, und die haben sich vermehrt wie die Karnickel. Es hätte nicht viel gefehlt und wir hätten mehr Bürgermeister, Gemeine Worthalter, Ratsherren und Vormünder gehabt als Rindviecher in der ganzen Stadt. Gegessen, getrunken, gefeiert und sich gegenseitig geehrt auf unsere Kosten - das war das Stadtreghment. Die Ratsarbeit ist liegengeblieben, Rechnungen wurden nicht bezahlt, die Steuern nicht eingezogen. Und wenn doch. Dann nur bei denen, die den Syndikus nicht bestochen hatten...“ „Ja“, feixte der Nachbar und zupfte Unkraut, „den Kaiser wußte man in Wien, und Wien ist weit.“ „Deshalb hat Bürgermeister Siemens nur zu gern die preußischen Soldaten und von Dohm in die Stadt gelassen. 500 Jahre Reichsfreiheit sind zu Ende, und ich hoffe, jetzt geht's bergauf.“

Witting steckte sich eine Blume an den Rock und ging mit freundlichem Gruß. Die Gärten sicherten die Versorgung der Stadt. Vor zehn Jahren waren auf den Märkten die Fruchtpreise gestiegen, und das verarmte Goslar litt Mangel. Fast wäre es zur Hungersnot gekommen. Das damals geerntete Korn konnte nicht einmal jeden fünfzigsten Bürger satt machen.

Der Stadtschreiber sah auf dem Weg zur Arbeit den alten Dom: Dachschiefer lag vor dem Portal, das Türmchen über der Vierung drohte einzusacken, der Sandstein war brüchig. Der Rat besaß kein Geld, die Gemäuer von St. Simon und Judas zu erhalten. Viele Häuser, sogar zwei Mühlen, standen leer. Überall waren noch Spuren der großen Stadtbrände festzustellen. Auch das Kaiserhaus hatte schon bessere Jahre gesehen. Baufällig war es geworden und konnte kaum noch als städtisches Kornhaus genutzt werden.



Die Turmuhr vom Markt schlug, und mit wehenden Rockschoßen fand sich der Stadtschreiber Witting im Rathaus ein. Er begab sich an sein Schreibpult. Berge von Akten lagen vor ihm und warteten auf Ordnung. Tabellen waren auszufüllen, Namen einzusetzen, Abgaben zu errechnen. Witting stellte sich aufrecht hin, nahm den Gänsekiel und schnitt ihn mit einem scharfen Messer spitz. Er tauchte die Feder ins Tintenfaß und malte Zahlenreihen aufs Papier.

Seit der Geheime Legationsrat Christian Wilhelm von Dohm die Stadtverwaltung umorganisierte, gab es viel zu tun. Listen mußten erstellt, Fragen beantwortet, Rechnungen aufgemacht werden. Vor einigen Tagen war von Dohm entsetzt im Rathaus hin- und hergelaufen: nicht einmal die genaue Einwohnerzahl war bekannt. Siemens hatte sie schließlich mit Wittings Hilfe ermittelt: 5480 Menschen lebten in den Stadtmauern. Goslar war wohl die einzige Stadt in Norddeutschland, deren Einwohnerzahl in den letzten 200 Jahren immer weiter zurückgegangen war.

Von Dohm stellte immer neue Fragen, gab Aufträge, verlangte dies, erbat das, setzte Fristen. Wenn sich der Bürgermeister zum Legationsrat begab, sah Witting im Rathaus sorgenvolle Gesichter. Beamte und Unterebeamte waren in den letzten Monaten entlassen worden. Nur noch 40 Bedienstete, vom Syndikus bis zum Nachtwächter, besoldete die Stadt. Auch viele Ratsherren waren aus ihren Ämtern herauskomplimentiert worden. Von Dohm tat alles, um die Schuldenlast der Stadt zu verringern.

Jetzt fielen auch die früher so reichlichen Lieferungen an das Rathaus aus: von Dohm hatte die Festgelage beschränkt. Diese waren vordem von Jahr zu Jahr üppiger geworden. Der Stadtsäckel dagegen immer leerer. Wer sich bedienen konnte, der hatte sich bedient! Schon Bürgermeister Siemens hatte sein Bestes gegeben. Aber erst seit der Preuße in der Stadt war, ging es richtig vorwärts. Der brauchte keine Rücksichten zu nehmen und in seiner freundlichen, aber bestimmten Art sorgte er für Ordnung und Gerechtigkeit. Witting tauchte die Feder ein, rechnete und stellte fest, daß die Stadt beim Holzverkauf keine nennenswerten Einnahmen hatte. Wenn Goslar wenigstens am Bergbau noch verdienen würde. Aber

welcher Gewinn ist mit den vier Gruben noch zu machen, die uns verblieben sind, dachte Witting bekümmert.

Die Tür flog auf, und herein kam Pastor Gehrich: „Ist der Legationsrat zu sprechen?“ Kurz und knapp kam die Frage. „Nein, Hochwürden. Er ist nicht zugegen.“ „Wann erwartest Du ihn zurück, mein Sohn?“ „Gegen Mittag!“ „So lange kann ich nicht warten, melde mich bitte für später an.“ Schon war Gehrich verschwunden.

Von Dohm hatte das Goslarer Schulwesen neu geordnet. Die Bürgerschule am Hohen Weg löste die alte Lateinschule ab, auf der nur Sprachen unterrichtet worden waren: jetzt standen auch Geschichte und Naturwissenschaften auf dem Plan. Die Zeiten änderten sich: immer mehr Fabriken und Manufakturen sollten entstehen. Da genügte es nicht, die alten Texte auswendig zu psalmodieren. Rechnen war gefragt und Naturkunde. Mehr junge Männer, vielleicht auch einige Mädchen, sollten zu den nahen Universitäten gehen. Eine Töchterschule hatte von Dohm ebenfalls einrichten lassen. Hier wurden die Mädchen auf die Führung der Haushalte vorbereitet.

Pastor Gehrich war Leiter beider Schulen. An der Bürgerschule stand er einem Kollegium von sechs Lehrern vor, die endlich mehr als einen Hungerlohn von der Stadt erhielten. Auf der Töchterschule lehrten auch erfahrene Damen der Stadt, z.B. die Frau Oberförster. Für die Jüngsten waren vier Knaben- und vier Mädchenschulen mit je einem Lehrer eingerichtet worden. Die Bürger mußten geringe Abgaben für den Schulbesuch zahlen. Nur die Armenschule war kostenlos.

Auch an den Kirchen hatte sich der Preuße zu schaffen gemacht: nur noch vier Stadtpfarreien sorgten sich um die Gläubigen, und erstmals erhielten auch die Katholiken wieder Zutritt zu einem Gotteshaus innerhalb der Stadtmauern. Die Zeit des Pilgerns zum Kloster Riechenberg war zu Ende: in der nächsten Zeit wurde der gelehrte katholische Priester Godehard Ontrup erwartet. Daß allerdings die Lehrer an den neuen Schulen ausnahmslos lutherisch sein mußten, verstand sich auch für den Preußen von selbst. Zu weit soll man die Toleranz

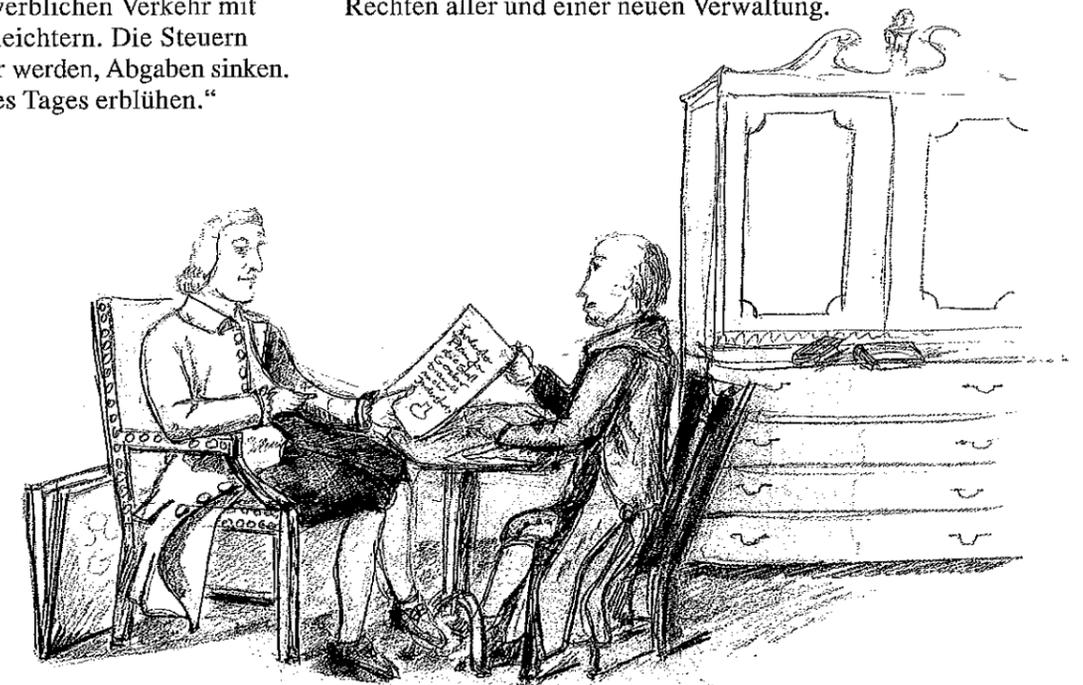
nicht treiben, dachte Witting und machte eine Pause.

Er setzte sich auf den Bock am Aktentisch und holte aus der Manteltasche einen Kanten Brot. Aus dem Gehrock zog er die „Goßlarsche Polizey- und Commerzienzeitung“ und vertiefte sich darin. Das Blättchen gab es noch nicht lange, und es hatte einige Jahre gedauert, bis die erste Zeitung erscheinen durfte. Erst als der Drucker Kircher versicherte, nichts über hohe Politik zu schreiben, hatte der Rat zugestimmt.

Wieder flog die Tür auf, und ehe sich Witting erheben konnte, waren von Dohm und Bürgermeister Siemens im Sitzungssaal verschwunden. Die Tür fiel nicht ins Schloß, und der Stadtschreiber spitzte die Ohren: „Herr Bürgermeister die Stadt braucht mehr Industrie. So sind die modernen Zeiten. Auf gutem Weg sind wir bei den Vitriolsiedereien und bei den Branntweinbrennern. Die Einnahmen steigen. Auch der Handel mit Farben und Wolle stellt zufrieden. Jetzt müssen Tuchwebereien her.“ Witting hörte Siemens' anerkennende Zustimmung, und von Dohm fuhr fort: „Wir müssen die Mühlen der Stadt nutzen. Sie können Wasserkraft für Textilfabriken schaffen. Pläne, Siemens, Pläne gibt es genug. Wenn nicht die Berliner Bürokratie wäre...“ „...und die Menschen, Herr Legationsrat. Sie denken zu langsam, zu umständlich, zu sehr an sich. Hier riecht es noch nach Kaiserzeit...“ „Wir müssen den gewerblichen Verkehr mit dem Umland erleichtern. Die Steuern müssen niedriger werden, Abgaben sinken. Goslar wird eines Tages erblühen.“

Siemens steckte seinen Kopf durch die offene Tür und wies Witting an: „Die Übersicht über die Goslarer Wirtschaft braucht der Herr Legationsrat bis zum morgigen Tag.“ Der Stadtschreiber deutete eine Verneigung an, eilte zum Pult und nahm sich seufzend einen neuen Berg Blätter, Notizen und Bücher vor: „Zwölf Branntweinbrenner, vier Kaufleute, vier Seifensieder, sechs Ölmühlen, 24 Kupferschmiede, sechs Lohgerber, Schieferbruch der Stadt, Ratsziegelei...“ Er prüfte die nächste Liste und notierte Einnahmen und Abgaben. Mittlerweile konnte Goslar Gemüse in den Oberharz ausführen. Die Brauerei war zwar zurückgegangen, aber dafür hatte die Branntweinbrennerei zugenommen: 70.000 Thaler erwirtschafteten die zwölf Brenner und sie mußten kräftig an die Stadt zahlen. Schnaps wurde ausgeführt und die Goslarer konkurrierten mit Halberstadt und Nordhausen. Die Branntweinherstellung förderte die Viehmast: Rückstände gaben hervorragendes Futter ab. Die Liste über den Goslarer Tierbestand lag schon fertig auf dem Aktenbock: 455 Rinder, 355 Schweine, 310 Ziegen und 3320 Schafe.

So langsam und bedächtig, wie Witting neue Zahlenreihen schrieb, veränderte sich die Stadt Goslar. Noch waren alte Sitten zu pflegen, steife Kragen zu tragen, Privilegien zu schützen. Langsam aber würde aus der Kaiserstadt eine Bürgerstadt werden: mit der Freiheit des Handwerks, des Handels und der Fabrikherren, mit wachsenden Rechten aller und einer neuen Verwaltung.



1935 Die tägliche Angst

Das Leben erwachte in Goslar. Schüler mit Kappen hasteten zur Schule. Ein Polizist schlenderte den Hohen Weg herunter. Bauwagen rumpelten zum Sudmerberg. Dort wurden Häuser für Bergarbeiterfamilien errichtet.

Kurt zog die Haustür in der Werenbergstraße zu und eilte die Straße entlang. Immer wieder schaute er sich um. Sein Herz klopfte heftig. Er hoffte, Petzold zu treffen. Der hatte ihn schon oft bis vors Schultor begleitet. Aber der alte Mann war nicht zu sehen. Kurts Atem ging schneller. Am Brusttuch wäre er beinahe in einen knatternden Lkw gelaufen, der vom Marktplatz kam. Raschen Schrittes bog Kurt in die Münzstraße ein. Drohend hingen die Dächer über der engen Gasse. Er lief schneller...Da, drei Gestalten lösten sich von der Mauer und stellten sich ihm in den Weg.

Noch ehe er zurückweichen konnte, hatten sie ihn eingekreist. Einer trug die Hitlerjungen-Uniform. „Na, Heilbrunn...“, sagte drohend der Erste und grinste. Der Zweite trat Kurt von hinten in die Kniekehlen, so daß er dem Dritten fast in die Arme fiel. Der Ranzen rutschte von der Schulter, und der Erste hieb ihm mit der Faust in den Bauch. Kurt klappte nach vorn zusammen, fiel wimmernd auf das Kopfsteinplaster. Kein Passant blieb stehen. „Komm, laß ihn“, sagte der Dritte. Aber der Erste stieß den Ranzen in die nächste Pfütze und wollte nach Kurt treten...

„He, was macht Ihr da, Ihr Feiglinge.“ Till Keller stand plötzlich neben den dreien. Er überragte alle um einen halben Kopf. „Das ist unsere Sache.“ „Eure Sache? Macht bloß zu, daß Ihr Land gewinnt, sonst geb ich Euch was auf Eure Sachen.“ „Das wird ein Nachspiel haben, Keller. Das versprechen wir Dir.“

Die drei trollten sich, und Hans half Kurt auf die Beine. Er hob den Ranzen aus der Pfütze. Kurt hatte Tränen in den Augen, sagte nichts. Till klopfte ihm auf die Schulter: „Komm, wir gehen zusammen zum Gymnasium.“ Auf dem Weg erzählte Kurt, daß das fast jeden Tag so ginge, daß er immer neue Schulwege finden müsse. Aber schon oft hätten die drei ihn erwischt. Nie hätte jemand geholfen. Selbst Lehrer seien achtlos vorbeigegangen. Till schaute grimmig: „Diese Feiglinge! Ab morgen hole ich Dich zusammen mit Mathis ab. Dann traut sich niemand mehr!“

Kurt war froh, daß die Familie bald in die Fischemäkerstraße ziehen würde. Die Eltern führten dort ein Herrenbekleidungsgeschäft. Die Einnahmen reichten gerade noch für den Lebensunterhalt. Immer weniger Goslarer trauten sich zum Kaufmann Heilbrunn. Er war Jude, seine Frau Jenny war Jüdin, der Großvater Richard Löwenthal war Jude und Kurt, 14 Jahre alt, war Jude. Jude sein - das genügte seit einigen Jahren in Deutschland und Goslar, um verachtet, verfolgt und getötet zu werden.

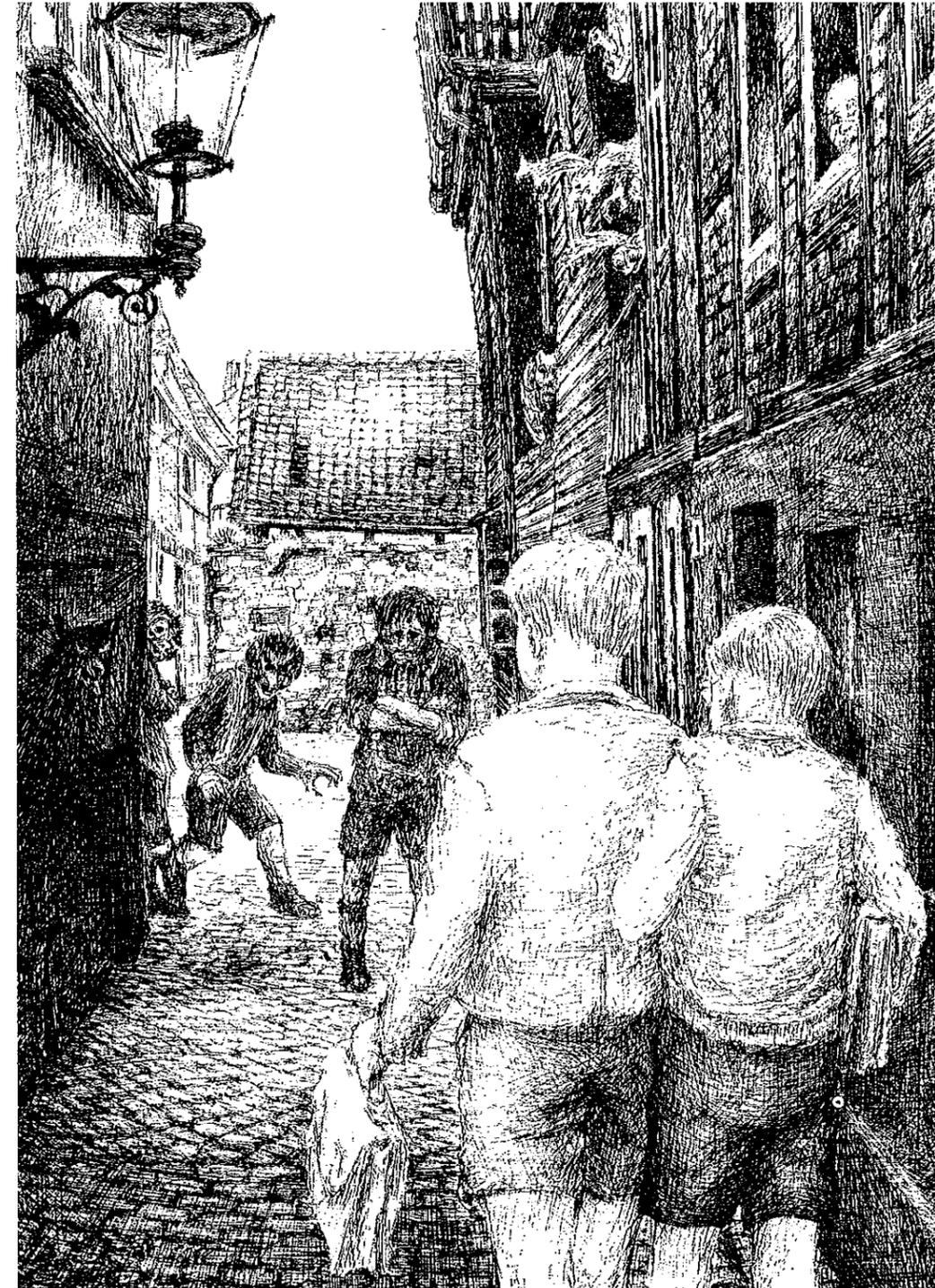
Tagsüber saß Kurt jetzt schon oft in den gläsernen Erkern des Geschäftshauses und schaute auf das Leben der Straße. Hier war er noch sicher, und der Weg zum Gymnasium würde nach dem Umzug kürzer werden.

Sie saßen im Klassenraum: Till in der ersten Reihe, Kurt in der letzten. Dorthin hatte ihn Plathe, der Geschichtslehrer, gewiesen: „Juden haben auf den vorderen Plätzen nichts zu suchen!“ Einige in der Klasse hatten gelacht, andere gefeixt, die meisten geschwiegen und in ihre Hefte geschaut. Gegen Plathe sagte niemand etwas. Auch die Lehrer nicht. Seitdem hockte Kurt dort und versuchte, so gut er konnte, dem Unterricht zu folgen. Plathe kam mit schwerem

Schritt in die Klasse. Alles stand auf: „Heil Hitler!“ Kurt mußte stehend stumm bleiben. Er war, so Plathe, des Deutschen Grußes nicht würdig. „Heute werdet Ihr über Barbarossa und Heinrich den Löwen...“ Plathe stockte in seinem Vortrag und blickte Kurt durchdringend an. Dann holte er tief Luft und schrie: „Heilbrunn, raus, raus, das ist nichts für jüdische Ohren.“ Kurt sprang erschrocken auf und eilte mit gesenktem Kopf aus der Klasse. „Schließ die Tür,

Judenbengel“, hörte er Plathe noch schreien und stand dann allein auf den Fluren des Ratsgymnasiums. Er zitterte voll Angst und Wut. Das war jetzt das fünfte Mal in diesem Schuljahre, daß Plathe ihn vor die Tür gesetzt hatte.

Oberstudienrat Gregori stakste über den Flur. Kurt grüßte. Gregori schaute durch ihn hindurch. Er wußte Bescheid...



1964 Sandro aus Neapel fährt nach Goslar

Etwas müde aber guter Laune ging Sandro die schmale Gasse hinauf zum Haus seiner Mutter. Der Tag im Herbst 1964 war anstrengend gewesen. Der neue Anzug für Signor Pertini mußte bis zum Abend fertiggestellt sein, und Meister Ottaviano, der sonst gutmütig war, hatte über die Maßen auf Gott und die Welt geschimpft. Die Taschen an Pertinis Anzug waren falsch angenäht worden. „Dio mio!“ hatte der Meister immer wieder gerufen, und Sandro, seinen begabtesten Geselle, gebeten, den Schaden schnell zu beheben.

Signor Ottaviano hatte noch schwadroniert, als Sandro mit dem graugestreiften Tuch längst auf dem Tisch saß und die Arbeit machte. „*Artisti siamo! Non e che mettiamo le pezze vicino a un calzone. Siamo ortopedici e facciamo i vestiti ai signori secondo le forme dei loro corpi.*“ Sandro nickte dem Meister zu: ja, wie eine zweite Haut muß der Anzug sitzen. Er war zeitig fertig geworden, und Ottaviano hatte ihm zufrieden einige Lire-Scheine zusätzlich in die Hosentasche gestopft: „*Sandro, un giorno sarai il proprietario di questa sartoria. E, Anna, mia figlia, chi sa...*“ Sandro war sehr verlegen geworden. Ob er Ottavianos Tochter Anna wirklich heiraten und dann die Leitung der Schneiderei übernehmen würde?

Zuhause angekommen, umarmte er die Mutter, fragte nach dem Essen und versank im großen Sessel vor dem neuen Fernseher. Papa war noch in der Tischlerei. Die Nachrichten flimmerten: Amerikanische Bomben fielen in Vietnam, und Mauro Checcoli hatte für Italien während der Tokioter Olympiade eine Goldmedaille erkämpft. Sandro wollte schon abschalten, als der Sprecher von Deutschland berichtete: dort fehlten überall Facharbeiter und Handwerker aller Berufsrichtungen.

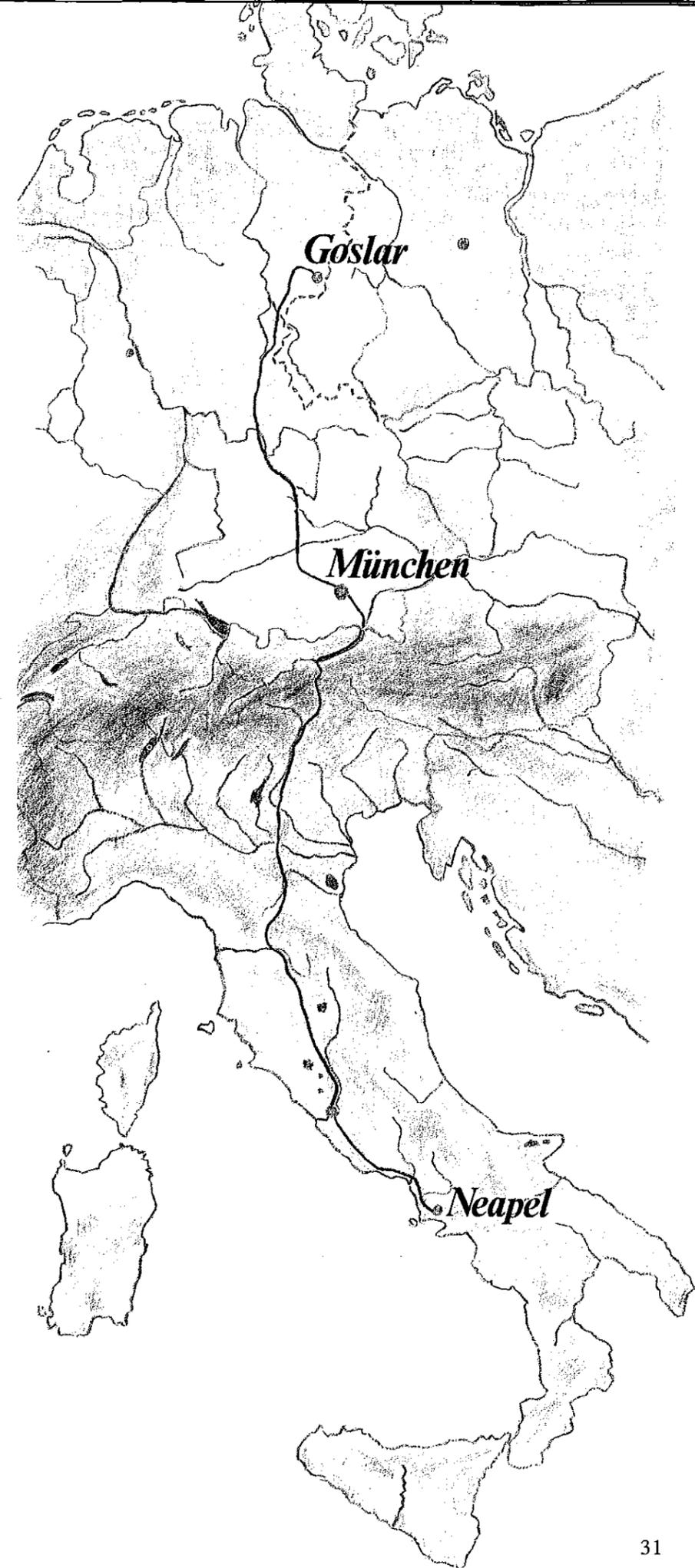
Zum Schluß wurden Adressen eingeblendet. Sandro saß wie elektrisiert in seinem Sessel: Deutschland, fremdes Land hinter den Alpen, weit weg vom Süden Italiens. Er hatte schon immer daran gedacht, für einige Zeit den Arbeitsplatz zu wechseln, Erfahrungen zu machen, seine Fertigkeiten zu erweitern. Nicht lange, vielleicht für ein halbes Jahr, ein ganzes Jahr. Dann würde er zurückkommen und bei Signor Ottaviano weiterarbeiten. Sandro, 23jährig, wollte wissen, wie die Welt aussah.

Am anderen Tag stand er frühmorgens im deutschen Konsulat und sprach mit einem Angestellten. Der Deutsche bot ihm einen Stuhl an. Ja, Deutschland suche Arbeitskräfte. Auch Schneider würden gesucht. Er habe Glück: vor kurzem waren zwei Deutsche aus Goslar hier und suchten Schneider. Wo Goslar liege? Weit im Norden, fast am Baltischen Meer.

Gut, dachte Sandro, sechs Wochen, vielleicht sechs Monate. Ich werde es ausprobieren. Erfahrung schadet nicht. Am Freitag sollte er wiederkommen und seine Papiere mitbringen.

Sandro war aufgeregt, erzählte aber zuhause nichts. Sechs Wochen, vielleicht sechs Monate - das würde auch Mama überstehen. Als er am Freitag wieder ins Konsulat kam, warteten schon viele, die nach Deutschland wollten: im armen italienischen Süden gab es keine Arbeit.

Zu zehnt wurden sie in einen kahlen Raum gerufen. Sie mußten ihre Papiere abgeben und sich vollständig entkleiden. „Wie Engel stehen wir hier“, dachte Sandro und machte vor dem Arzt den Mund weit auf. Der klopfte den Körper ab, tastete hier, fühlte dort. Stille herrschte. Hinter dem



einzigsten Tisch saß ein Schreiber und kritzelte in Papiere. Deutsch wurde gesprochen und Sandro verstand nichts. „Was ist er von Beruf? Schneider? War da nicht neulich der Herr Peters aus Goslar, der mit der Kleiderfabrik? Er ist gesund, kräftige Statur, er kann fahren. I.O., also in Ordnung ist der Mann.“ Stempel krachten und mit den Kleidern unterm Arm verließ Sandro den Raum.

Sandro durfte nach Deutschland fahren. 2,50 DM würde er für eine Stunde Arbeit bekommen. In drei Tagen sollte er im Zug sitzen. Jetzt hatte er schwere Wege vor sich. Zuerst ging Sandro zu Ottaviano. Der entließ ihn und bot gleichzeitig die Rückkehr an.

Dann ging er, um einiges erleichtert, nach Haus und sprach mit seiner Mutter. Die schlug zuerst die Hände überm Kopf zusammen und rief: „Chi l'avrebbe pensato!“ Sie beruhigte sich aber schnell. Sandro versprach, schon nach sechs Wochen oder einigen wenigen Monaten zurück zu sein. Gut, sagte Mama, und Papa nickte, er solle seine Erfahrungen machen. Er solle lernen und ein großer neapolitanischer Schneidermeister werden.

Der Zug rollte gleichmäßig nach Norden. Im Abteil saß neben vielen anderen der Schneider Pietro aus Bari mit gleichem Ziel. Aufgeregte Lebhaftigkeit wechselte mit Schläfrigkeit ab. Der Takt des Zuges machte müde, und sie waren schon viele Stunden gefahren. Pietro las in der Zeitung, und Sandro sah ihm über die Schulter: Johnson blieb amerikanischer Präsident und Salvatore Morale hatte in Tokio eine Bronzemedaille beim Hürdenlauf errungen.

In München angekommen, mußten alle den Zug verlassen. Da Pietro ein wenig Deutsch sprach, sollten sie die Fahrt durch Deutschland allein zurücklegen. In Goslar würden sie abgeholt werden, alles weitere werde sich finden.

Die Kaffeepause im Personalbüro Odermark war zu Ende. „Mittlerweile gibt es 600.000 offene Stellen in Deutschland. Niemand sucht mehr Arbeit...“ Lattner,

der Personalbuchhalter seufzte. „Wir könnten hier noch jede Menge Italiener brauchen. Die Lieferfristen werden immer länger, und die Spaghettis suchen doch Arbeit.“ In Goslar und den vier anderen Werken der Firma arbeiteten 4.500 Menschen. Sie nähten an Fließbändern Kleider und Anzüge. Mittlerweile, so wurde erzählt, sei jeder vierte Ausländer. Die Spanier waren die ersten gewesen, jetzt kamen Italiener, und bald würden Jugoslawen erwartet. „Der Alte ist doch überall unterwegs“, grinste der Kollege am Schreibtisch gegenüber. „Erst vor ein paar Tagen ist er mit einem Bus voller Neapolitanerinnen zurückgekommen. Regelrecht losgeeist hat er die von ihren Eltern.“ Lattner stand auf: „Ich muß heute zwei Neue aus Italien vom Bahnhof abholen. Die haben über vierzig Stunden in der Bahn gesessen...“

Lattner hatte viel Zeit und ging zu Fuß. Über die Okerstraße ging er auf das Breite Tor zu. Manchmal überholten ihn einige Fahrzeuge, aber der Verkehr rollte gemächlich dahin. Goslar lag nahe an der Zonengrenze, hier war die Welt zu Ende. Lattner wechselte die Straßenseite und bog in die schmale Feldstraße ab. Die Schranken waren heruntergegangen und gemächlich kam eine Rangierlok aus Oker herangekrochen. In Oker sorgten Metallhütten für Arbeit und leider auch für schlechte Luft.

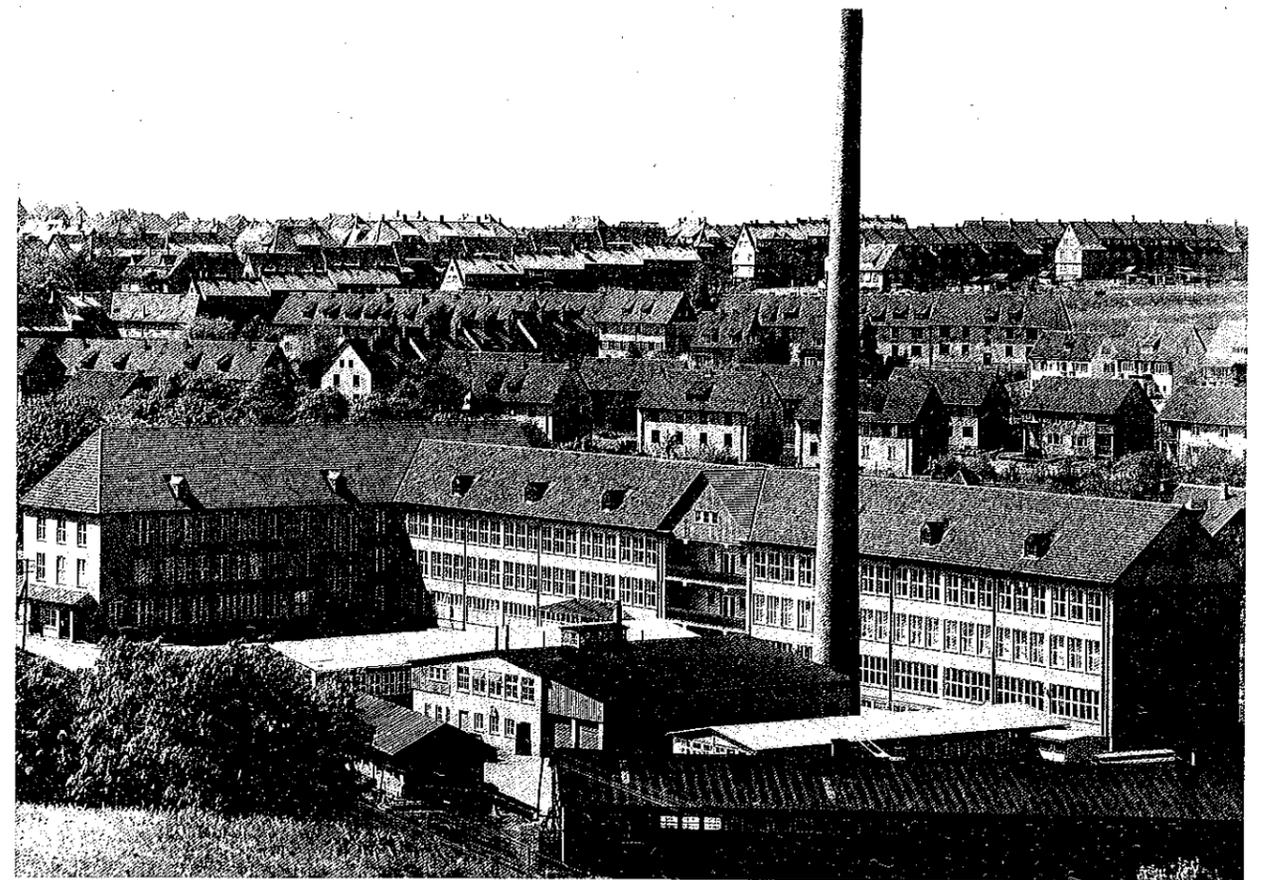
Über die Wallanlagen waren es nur noch wenige Schritte bis zum Bahnhof. Lattner stellte sich neben die Sperre. So sparte er die Pfennige für eine Bahnsteigkarte. Der Zug aus Richtung Kreiensien lief ein und er reckte den Hals. Die beiden Jungen mit den Pappkoffern mußten es sein. Er sprach sie an: „Italian?“ Der junge Schnauzbärtige guckte verstört, zeigte auf sich und den anderen: „Odermark?“ Lattner nickte und winkte beide zum Taxenstand.

Der schwarze Mercedes fuhr los, und Sandro schaute aus dem Fenster: das war ja eine Hexenstadt, verwunschen und fremd. Ihm war kalt und sein Herz klopfte. Das Taxi hielt nicht weit von dicken Türmen vor einem Haus. „Braunschweiger Hof“ stand über der Tür. Nicht weit davon leuchtete „Odermark“ auf. Dieses Wort verstand Sandro: endlich etwas Vertrautes in der Fremde...

Klein war das Zimmer, sehr klein. Zwei Etagenbetten, ein schmaler Spind und ein Stuhl hatten Platz. 30,-DM sollte er im Monat bezahlen. Die Landsleute, die hier wohnten, hatten ihnen einen überschwänglichen Empfang bereitet: Umarmungen, Gesänge und Küsse, dazu Wein und heimatische Speisen - das alles war für die Neuankömmlinge vorbereitet worden. Nur

sollten sie alle zum lieben Gott kommen. Aus Neapel kannte er nur flache Dächer. Warum bauten sie hier so kompliziert spitz? „No lo so...“ Vittorio wußte es auch nicht.

Die Menschen hasteten durch die Straßen. Sandro staunte hier, staunte dort. Blieb vor jedem Schaufenster stehen, buchstabierte bunte Plakate, strich über Motor-



Michele rührte sich nicht und saß betrunken in der Ecke. Der habe immerzu Heimweh nach Tarent, erzählte ein großer Sizilianer. Vittorio aus Ragusa kümmerte sich herzlich um Sandro und wollte ihm morgen die Stadt zeigen. „La citta delle streghe!“ Vittorio zog fragend die Augenbrauen hoch. Aber Sandro lächelte nur müde. Die Fahrt war anstrengend gewesen. Sandro schlief unruhig diese Nacht. Das Straßenlicht flirrte durch die dünnen Vorhänge.

Mit Vittorio ging er am nächsten Morgen in die Stadt. Sandro konnte sich nicht satt sehen. Er wunderte sich über die Dächer, die sich in den Himmel reckten, als

haben. Um ihn herum war alles in Eile. Dabei war doch Wochenende, Zeit zu schlendern und zu schauen. Sandro sah keine Stühle mit alten Menschen vor den Häusern. Niemand blieb stehen, um ein Schwätzchen zu halten. „Wie die Ameisen“, dachte er. Fast hätte ihn ein mit Taschen bepackter Mann umgerannt. „Geh aus dem Weg, Du Itacker.“ rief er. Aber Sandro verstand nicht, und Vittorio übersetzte nicht.

In einem großen Geschäft kaufte Vittorio einen Topf mit kleinem Spiritusbrenner für Sandro, mit dem er sich in seinem Zimmer etwas kochen konnte. Vor einem schönen Gebäude gegenüber vom Bahnhof blieben sie stehen: „Odeon“ las Sandro.

Vittorio erzählte, daß in Deutschland die Menschen kaum noch ins Kino gingen. Sie saßen lieber allein vor dem Fernseher oder sie kämen in den Braunschweiger Hof, wenn sie keinen eigenen Apparat besaßen. Liebespaare und Ausländer, die fände man im Kino. Abends waren die Menschen verschwunden, und die Stadt lag wie ausgestorben. Sandro fragte sich, ob sie jetzt alle vor dem Fernseher saßen. Auf dem Heimweg sah er, wie eine Kuhherde durch die Stadt getrieben wurde.

Vittorio begleitete Pietro und Sandro vor die Tür des Personalbüros bei Odermark. Der Deutsche vom Bahnhof erwartete sie bereits. Er gab ihnen kurz die Hand, sagte etwas wie „Willkommen“. Sandro verstand auch die nächsten Worte nicht: „Wir müssen zum Arzt.“ Er eilte einfach dem Mann hinterher. Wieder ließen sie eine Untersuchung über sich ergehen. Sandro seufzte.

Im Personalbüro zurück, musterte ein Mann im grauen Kittel Sandro und Pietro von oben bis unten, blätterte in Papieren und murmelte: „Ob die je eine Schere in der Hand gehabt, geschweige denn einen Bügelautomaten gesehen haben? Die holen die Leute aus den letzten Bergnestern, und wir dürfen sie anlernen. Außer Wein und Spaghetti kennen die doch nichts.“ Sandro wußte nicht, worum es ging, verstand nur Spaghetti und beschloß zu lächeln. „Ja, lach' nur.“ Mürrisch schob der Kittelmann Pietro aus dem Zimmer, rief etwas über den Flur und kam zurück. Dann schaute er in Sandros Papiere, wiegte nachdenklich den Kopf und meinte dann zum Bahnstabsdeutschen: „Der hat bei einem richtigen Schneider in Neapel gearbeitet. Wir versuchen es mit der Änderung. Vielleicht kann er nachbessern, was die anderen Itacker am Band versaut beutelt haben...“

Wenig später fand sich Sandro in einem hellen Raum mit anderen Schneidern wieder. Ein Kollege aus Rom wies ihn ein, und so lernte er in kurzer Zeit, Nähte zu verbessern und Fehler nachzuarbeiten. Die Deutschen lachten, gaben manchmal barsche Befehle und unterhielten sich über den schnauzbärtigen Fremdling. Sandro beschloß zu lächeln, nichts zu verstehen

und die Arbeit zu tun. Sechs Wochen, vielleicht drei Monate - er würde es aushalten. Zwar waren die Anzüge hier längst nicht von der Qualität wie die, die er bei Ottaviano genäht hatte, aber auch in einer Fabrik würde er Nützliches lernen können.

Die Tage vergingen. Sandro hatte sich in der Enge des "Braunschweiger Hofes" eingerichtet. Er lebte sparsam und verbrachte seine freie Zeit mit den italienischen Kollegen. Abwechslung bot der Odermarkclub in der Berliner Straße. Tischtennis und Billard luden hier zum Spiel, an einer Bar gab es preisgünstige Getränke. Draußen klickten sie Fußball und die Duschen im Keller waren gepflegter als die Wannensäuberer der heruntergekommenen städtischen Badeanstalt.

Manchmal ging er in die Stadt und gönnte sich den schwachen deutschen Kaffee. So saß er allein in einem Café und schaute auf die Straße. Am Nebentisch hockte ein junges Mädchen vor einem Stück Kuchen. Sie las und schien nicht zu merken, daß Sandro immer wieder zu ihr herüberblinzelte. Einmal seufzte sie tief, und ihre Augen trafen sich. Er lächelte. Sie schaute wieder ins Buch. Hübsch, war sie und keine Ameiseneile lag auf ihrem Gesicht. Sandro zog das Wörterbuch aus der Tasche, blätterte und rückte näher. Das Mädchen, es mochte 17 sein, blickte auf. „Entschuldigung, darf ich sitzen neben...“ Weiter kam Sandro nicht. Das Mädchen schaute ihn offen an, zögerte kurz, lächelte und klappte ihr Buch zu. Sandro zeigte auf seinen Kaffee. Das Mädchen schüttelte den Kopf. Sie zeigte auf ihren Teller. Dort lag unberührt ein zweites Stück Kuchen. Sandro nickte. Sie gab ihm den Teller. Sandro strahlte. Das Mädchen fragte: „Come ti chiami?“ Es hätte nicht viel gefehlt und der Neapolitaner wäre vom Stuhl gefallen.

Sandro schrieb einen Brief nach Hause. Es sei sehr interessant in Deutschland, er könne hier viel lernen und möchte, wenn Mama einverstanden sei, noch ein wenig länger bleiben: vielleicht bis zum Sommer, vielleicht den ganzen Vertrag erfüllen. Dann würde er zurückkommen, voraussichtlich. Schnell kam eine Postkarte von

Mama zurück: „Caro Sandro, ti aspetto. Come si chiama?“ Sandro war gerührt: so schnell hatte seine Mutter verstanden, daß er verliebt war.

29 Jahre später in einem Eigenheim in Ohlhof. Gerade verabschiedet sich der zwanzigjährige Bastian. Er ist Zivildienstleistender und wird bald studieren.

Sandro lächelt verschmitzt, schaut zu Gitte hinüber und sagt: „So sind aus sechs Wochen fast dreißig Jahre geworden.“ Schon lange arbeitet er nicht mehr bei Odermark. Als die Firma 1980 viele entließ („Die Ausländer gehörten zu den ersten“), mußte er sich eine neue Tätigkeit suchen. Jetzt verdient er in Salzgitter.

Und die Kränkungen, die Ausländerfeindlichkeit? „Am Anfang habe ich die Schwätzereien nicht verstanden. Das war angenehm. Heute ist es angenehm, die Sprache zu sprechen, aber ich verstehe auch jede Kränkung...“

Angst? Er streicht über seinen Schnurrbart, in dem einzelne silbrige Haare blitzen. „Ich bin in Wolfsburg einmal zusammengeschlagen worden. Ich bewege mich umsichtig, ich gehe gefährlichen Situationen aus dem Weg.“

Ottaviano? Der lebt noch, und Anna hat einen Carabinieri geheiratet. Mama ist vor einigen Jahren im fernen Neapel gestorben. So oft es ging, hatten Sandro und Gitte sie besucht. Traurigkeit huscht über sein Gesicht.

Anzüge näht er nicht mehr. Aber den Blick des Schneiders, der das gut gearbeitete Tuch von Bandware unterscheidet - den hat Sandro nicht verloren.